



## Stipendiaten-Aufenthalt in Kenia

vom 25. Februar bis 29. März 2014

## **Kenias Frauen auf dem Vormarsch oder die Erben der Wangari Maathai**

Von Antje Stobbe

Kenia, vom 25. Februar bis 29. März 2014



# Inhalt

1. Zur Person	701
2. Das Rückgrat der Gesellschaft – Die Frauen Afrikas	701
2.1 Kenias Nationalheldin: Mama Miti – Die Mutter der Bäume	702
2.2 Green Belt Movement und Maathais Nachfahren	704
2.3 Der Nationale Frauenrat Kenias – National Council of Women of Kenya (NCWK)	707
2.4 Deutsch-kenianische Geschäftspläne – Zu Besuch bei der RUKU-Central-Self-Help-Group	710
2.5 Ein Mann für die Frauen und die Umwelt	711
3. Zwei Heldinnen des Alltags – Lucy und Mama Toni aus Kangemi	714
4. Women for Peace and Fairness – Frauenpower in Kibera	717
5. Kenianische Frauen zwischen Tradition und Fortschritt	722
5.1 Mama Mutig – Rebecca und das Frauendorf Umoja	724
5.2. Maendeleo bedeutet Fortschritt – Die Diani Maendeleo Academy	734
6. Vom Abschaum zum Vorbild – Töchter von Armutprostituiererten	737
7. Kenias junge Mütter – Young Mothers Kenya (YMK)	741
8. Moderne Zeiten	746
8.1. Der moderne weibliche Blick auf Kenia	747
8.2. Energie + Intelligenz + Mädchen = Akirachix	750

9. Zwei kenianische Frauenwelten	753
10. Asante sana	754

## 1. Zur Person

1979 in Köln geboren, kam ich schon wenige Jahre später zu meinem „Erstkontakt“ mit Afrika. Und zwar in Form meiner ersten Puppe. Sie war schwarz, hatte einen wuscheligen Krauskopf und kein einziges der folgenden Puppenbabys konnte ihr je das Wasser reichen. Bis zur ersten Nicht-Puppen-Freundschaft mit einem Asylbewerbermädchen aus dem damaligen Zaire vergingen ein paar Jährchen und es kamen noch ein paar weitere hinzu, ehe ich den „schwarzen Kontinent“ auch endlich live erleben durfte. Was soll ich sagen, es stimmt. Dieses ominöse „Afrika-Virus“, von dem immer wieder die Rede ist, gibt es wirklich. Mich hatte es bereits in Namibia befallen und spätestens nach einer Reise nach Tansania, war ich hochgradig infiziert. Was lag also näher, als mithilfe der Heinz-Kühn-Stiftung sozusagen beruflich krank zu machen und journalistisch über Symptome und Ursachen zu berichten?

Die Lust am Reisen und die Neugier auf ferne Welten und fremde Kulturen hatten mich allerdings schon als kleines Kind gepackt. Längerfristig ausleben durfte ich diese Neugierde während zwei jeweils einjähriger USA-Aufenthalte als Austauschschülerin bzw. als Studentin am „Ohio Center for Broadcasting“.

Mit der Broadcasting-Ausbildung begann auch meine journalistische Karriere. Ich habe Journalistik und Politikwissenschaften an der Universität Dortmund studiert und mein Volontariat beim Westdeutschen Rundfunk in Köln gemacht. Dort arbeite ich seit mittlerweile 12 Jahren als freie Journalistin hauptsächlich für die Redaktion des ARD-Morgenmagazins, aber auch für einige andere Sendungen.

## 2. Das Rückgrat der Gesellschaft – Die Frauen Afrikas

Ist es reiner Zufall oder einfach nur ein gutes Omen? Die Flugbegleiterin der Ethiopian Airways ET 801 auf dem Weg von Addis Abeba nach Nairobi hat gerade die letzten Reste meines Frühstückes abgeräumt, auf dem Tischchen vor mir liegt jetzt das Bordmagazin. Seite 17, Rubrik Diplomatie und Entwicklung. Fünf afrikanische Frauen, jede in einer anderen Farbe skizziert, lachen mich an. „Women doing a World of Good“ lautet die Überschrift: „Wie fünf Damen in Führungsposition den Zustand der afrikanischen Angelegenheiten verbessern.“ Ein wenig verschämt muss ich mir selbst eingestehen, dass drei von ihnen mir bislang gänzlich unbekannt waren. Dabei wurde beispielsweise Elsie Kanza vom US-Magazin Forbes schon 2011 zu einer der 20 jüngsten „Power-Frauen“ Afrikas gekürt, lese ich. Die

Tansanierin war persönliche Beraterin des Präsidenten und leitet heute die Afrika-Abteilung beim Weltwirtschaftsforum. Ngozi Okonjo-Iweala wiederum war sowohl die erste weibliche Finanz- als auch die erste Außenministerin Nigerias. Und Mamphela Ramphele hat erst vor Kurzem die Agang-Partei in Südafrika gegründet, mit der sie bei den kommenden Wahlen den regierenden ANC herausfordern will. Dank des Artikels weiß ich das jetzt also. Immerhin: Von Joyce Banda, der ersten weiblichen Präsidentin Malawis habe ich zumindest schon gehört und Ellen Johnson Sirleaf ist mir tatsächlich ein Begriff. Schließlich war die liberische Präsidentin nicht nur das erste demokratisch gewählte, weibliche Staatsoberhaupt Afrikas, weltweiten Ruhm erlangte sie spätestens, als sie 2011 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Apropos. Eine Frau fehlt mir in der Liste: Die Namensgeberin meines Rechercheprojekts. DIE Identifikationsfigur für die Frauenbewegung nicht nur in Kenia. Die erste Friedensnobelpreisträgerin des schwarzen Kontinents: Wangari Maathai.

## **2.1 Kenias Nationalheldin: Mama Miti – Die Mutter der Bäume**

„Sie hat eine ganzheitliche Auffassung von nachhaltiger Entwicklung, die Demokratie, Menschenrechte und besonders die Rechte der Frauen einbezieht ... Maathai hat mutig gegen das frühere repressive Regime in Kenia gekämpft. Ihre einzigartigen Aktionsformen trugen dazu bei, die Aufmerksamkeit auf politische Unterdrückung zu lenken – sowohl national als auch international. Sie war für viele eine Inspiration im Kampf um demokratische Rechte und hat insbesondere Frauen ermutigt, ihre Lage zu verbessern.“

Mit diesen Worten wurde die damals 64-jährige Wangari Maathai im Jahr 2004 als erste Afrikanerin überhaupt mit dem Friedensnobelpreis geehrt. Ganz Afrika feierte sie als Heldin. Und auch heute noch, ein ganzes Jahrzehnt später und fast drei Jahre nach ihrem Tod, treffe ich kaum jemanden, der nicht mit größter Bewunderung von ihr spricht. „Eine Legende“, „Unser aller Idol“, „Gallionsfigur und Ikone“ – solche Lobeshymnen höre ich immer wieder, wenn ich die unterschiedlichsten Frauen auf meiner Reise über Wangari Maathai befrage.

Geboren 1940 als drittes von sechs Kindern am Fuße des Mount Kenya, wuchs Wangari in der Gesellschaft der Kikuyu auf, der heute mit 22 Prozent größten Bevölkerungsgruppe Kenias, die zugleich wohl die einflussreichste Ethnie in der kenianischen Politik und Wirtschaft ist. So gehören sowohl der Gründervater des unabhängigen Staates, Jomo Kenyatta als auch dessen Sohn Uhuru, der amtierende Präsident, den Kikuyu an.

Als eine der ganz wenigen kenianischen Frauen ihrer Zeit macht Maathai 1959 ihren Abschluss an der Loreto Girl's High School, der damals einzigen katholischen High School Kenias, an der afrikanische Mädchen zugelassen waren.

Sie erhält ein Stipendium im Rahmen des so genannten „Kennedy Airlift“, der rund 600 Kenianern und Kenianerinnen das Studium an verschiedenen US-amerikanischen Universitäten und Colleges ermöglichte und studiert Biologie in den USA sowie später auch in Deutschland. Als erste Kenianerin und erste Frau in Ost- und Zentralafrika überhaupt bekommt sie von der Universität von Nairobi 1971 einen Dokortitel. Damit nicht genug der Premieren: Maathai wird die erste Professorin des Landes, später die erste grüne Politikerin Afrikas und schafft als solche 2002 ebenfalls als erste den Sprung in die Regierung, der ein Jahr darauf sogar mit der Ernennung zur stellvertretenden Umweltministerin durch Staatspräsident Mwai Kibaki gekrönt wird. Fünf Jahre zuvor hatte sie sogar selbst für das Amt des kenianischen Präsidenten kandidiert, scheiterte aber schon am Vorabend der Wahl, als sich das Gerücht verbreitete, sie sei vorzeitig aus dem Rennen ausgeschieden und habe ihre Anhänger aufgefordert, andere Kandidaten zu wählen. Eine geschickte Lüge einer der konkurrierenden Regionalparteien, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Maathai erhielt nur einen minimalen Prozentsatz.

Derlei Tricks und Angriffe gegen sie waren in der Ära des Moi-Regimes (1978-2002) alles andere als eine Seltenheit. Ein ums andere Mal wurde Maathai von Regierung und Behörden schikaniert, verhaftet und sogar zum Opfer gewaltsamer Anschläge. Dabei waren es nicht immer nur die Männer, die sie im Kampf um Gleichberechtigung bisweilen zum Gegner hatte. Schon relativ früh in ihrer Karriere musste sie beim Versuch, gleiche Arbeitsbedingungen für ihre weiblichen Kolleginnen an der Universität zu erstreiten, feststellen: „Es ist oft schwierig und niederschmetternd, sich mit Frauen für etwas einzusetzen, weil sowohl die Gesellschaft, als auch die Betroffenen selbst behaupten, die Frauen seien zufrieden mit dem Wenigen, was sie haben, und wollten gar nicht um ihre Rechte kämpfen. Ich habe viele Frauen kennengelernt, die erst die Sicherheit namens „Mann“ verlieren mussten, um zu erkennen, dass sie sich unabhängig von dem Mann für ihre Rechte hätten einsetzen sollen.“

Neben dem Einsatz für die Rechte der Frauen ist Umweltschutz Maathais Steckenpferd. Schon früh erkennt sie, welche große Bedeutung die Umwelt für das Wohlbefinden der Gesellschaft im Allgemeinen und – gerade in den ländlich geprägten Regionen Kenias und anderer Entwicklungsländer – für die Frauen im Besonderen spielt.

Vor allem auf dem Land sind in der Regel die afrikanischen Frauen für die

Ernährung der Familie verantwortlich. Darunter fällt die Produktion oder das Beschaffen von Lebensmitteln genau wie die Zubereitung und das Auftreiben von Brennstoff. Während rund zwei Drittel des Landes ohnehin aus Trockengebieten, Halbwüsten und Wüsten bestehen, werden aufgrund von Abholzung, nichtnachhaltiger Landwirtschaft und Bodenerosion selbst in fruchtbaren und ursprünglich dicht bewaldeten Gegenden wie dem zentralen kenianischen Hochland die Ressourcen immer knapper. Schon in den 1970er Jahren beobachtete Maathai einen verheerenden Wandel in den Lebensbedingungen der Landfrauen auch in Zentralkenia. Rund 90 Prozent der Landbevölkerung verwendeten Holz zum Heizen und Kochen. Aufgrund zunehmender Entwaldung war aber schon damals die Nachfrage höher als das Angebot, was wiederum in vielen ärmeren Familien indirekt zu einer Mangelernährung führte, da sich die Frauen gezwungen sahen, unabhängig von ihrem Nährwert auf Lebensmittel zu setzen, die mit einem möglichst geringen Verbrauch von Brennmaterial verbunden waren. Zudem fehlte das Holz als Baustoff für Zäune zum Schutz der Tiere. In ihrer Biografie beschreibt Maathai den Zusammenhang zwischen Umweltschutz und dem Wohle der Bevölkerung so: „Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Die Umweltzerstörung stellte nicht nur eine Bedrohung für die Viehzucht dar, nein, ich, meine Kinder, meine Studenten, meine Mitmenschen, mein ganzes Land, wir alle würden den Preis dafür bezahlen ... Wir durften uns nicht auf die Erscheinungsformen des Problems beschränken, wir mussten das Übel an der Wurzel packen.“ Wie? Wangari Maathai pflanzte Bäume und gründete die Grüngürtel-Bewegung (Green Belt Movement – GBM).

## 2.2 Green Belt Movement und Maathais Nachfahren

„Meine Mutter war eine sehr visionäre, vorausschauende Person. Sie war ihrer Zeit weit voraus aber unser Land hat ihr Engagement anfangs nicht genug gewürdigt. Ich selbst weiß ihren Einsatz heute erst so richtig zu schätzen. Als Kinder haben wir uns zwar Gedanken um ihre Sicherheit gemacht, wenn sie sich wieder einmal mit unserer fast diktatorischen Regierung angelegt hat, aber als ich noch jünger war, kam ich gar nicht auf die Idee, dass sie etwas Besonderes tat. Die meisten Mütter hatten irgendeine Arbeit und meine eben diese. Heute sehe ich das natürlich etwas anders. Allerdings hat meine Mutter uns immer zu verstehen gegeben, dass sie nicht außergewöhnlich war. Sie sah es als ihre Pflicht. Sie hatte diese Vision und diesen Antrieb und fühlte sich einfach verantwortlich, etwas zu tun.“



Wanjira Maathai und ich sitzen an einem Gartentisch im riesigen Maathai-Anwesen im wohlhabenderen und erfreulich grünen Stadtteil Karen in Nairobi. Ich bin nicht der einzige Besuch an diesem Tag. Am Vormittag hat ein Professor einer schwedischen Universität vor Doktoranden des Wangari Maathai Instituts der Universität Nairobi einen Vortrag gehalten. Es ging um Umwelt, um Nachhaltigkeit und insbesondere darum, wie man die Bedürfnisse und Probleme der Bevölkerung mit den oft gegensätzlichen Erkenntnissen und Zielen der Wissenschaft vereinbaren und eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen beiden Seiten schaffen kann. „Environmental Communication Management“ hieß das Zauberwort. Die knapp zwei Stunden, die ich als Gasthörerin miterleben darf, reichen aus, um die Thematik gedanklich sofort auf meine Liste künftiger Rechercheprojekte zu setzen.

Seit Tagen habe ich auf dieses Treffen hin gefiebert. Über Wochen habe ich schon von Zuhause aus versucht, Kontakt zur Grüngürtelbewegung aufzunehmen. Auf meine Mails kam keine Antwort, bei meinen Anrufen wurde ich entweder an ständig andere Ansprechpartner verwiesen oder gebeten, eine Mail zu schicken. Auf gut Glück hatte ich schließlich einfach den Namen der Vorstandsvorsitzenden in die Adresszeile gepackt und die Tochter der Friedensnobelpreisträgerin direkt angeschrieben. Keine 24 Stunden später lag die Einladung für ein Treffen in meinem virtuellen Briefkasten.

Der Startschuss für die Grüngürtelbewegung fiel am 5. Juni 1977, dem Weltumwelttag. Zu Hunderten marschierten Maathai und ihre Mitstreiterinnen zu einem Park am Stadtrand von Nairobi und pflanzten dort sieben Bäume zu Ehren von sieben Führungspersonlichkeiten verschiedener kenianischer Ethnien des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. „Ein Mensch, ein Baum“, das war auch der Plan für die Zukunft: Fünfzehn Millionen Bäume wollten sie pflanzen; einen für jeden Einwohner Kenias zu dieser Zeit.

Mehr als dreimal so viele sind es seitdem geworden. Im Jahresbericht 2010 spricht das GBM von bis dato etwa 47 Millionen Bäumen. Zehntausende Menschen konnten sich eine Lebensgrundlage schaffen. „In den Anfangsjahren“, erzählt Wanjira, „ging es vor allem darum, ein Bewusstsein für die Umwelt zu schaffen, indem die Menschen Bäume in ihrer Nähe pflanzen. Heute konzentrieren wir uns sehr stark darauf, kritische und zerstörte Niederschlags- oder Wassereinzugsgebiete wiederherzustellen. Wir gucken auf Berge, auf Wasserwege, machen alles viel systematischer. Aber natürlich geht es noch immer in erster Linie um Wiederaufforstung von zerstörtem Wald.“ Denn der ist nach wie vor in höchst kritischem Zustand. Nach Angaben des „International Journal of Science and Research (IJSR)“ bestanden 2005 nur noch etwa drei Prozent des gesamten kenianischen Staatsgebietes aus Wald und bewaldeten Flächen. Für das Jahr 2008 ist sogar nur

noch die Rede von 1,7 Prozent amtlich ausgewiesener Waldfläche. Beides liegt deutlich unter dem von den Vereinten Nationen international empfohlenen Minimum von zehn Prozent. „Das ist eine unserer größten Herausforderungen, diese Lücke von etwa acht Prozent zu schließen. Umgerechnet wären das ungefähr fünf Milliarden Bäume“, so Wanjira: „Auch wenn wir so etwas wie der Vorreiter sind, alleine können wir das gar nicht schaffen. Umso mehr freut es uns zu sehen, dass sich inzwischen auch andere Organisationen einbringen.“ Mittlerweile scheint – anders als zu Anfangszeiten der GBM – auch die kenianische Regierung die Ernsthaftigkeit der Lage erkannt zu haben. Die neue Verfassung aus dem Jahr 2010 garantiert in einem eigens der Umwelt gewidmeten Kapitel allen Kenianern das Recht auf eine saubere und gesunde Umwelt, was Umweltschützern wie den Grüngürtlern die Arbeit in vielen Punkten erleichtert hat. „Im Vergleich zu früher, wo meine Mutter unglaublich hart kämpfen musste, ist unsere jetzige Regierung regelrecht fortschrittlich. Unser Umweltministerium hat die Zehn-Prozent-Waldfläche zu einer Priorität erklärt, die Regierung steht also voll und ganz hinter uns.“

Einen Beweis dafür liefert die sogenannte „Kenia Vision 2030“, eine Art Blaupause der Entwicklungsziele Kenias für die kommenden Jahrzehnte. Bis zum Jahr 2030 will Kenia zu einer „global konkurrenzfähigen, blühenden Nation mit einem hohen Lebensstandard“ werden. Drei Säulen sollen diese Vision tragen: Wirtschaftswachstum, ein themenbasiertes, menschenbezogenes, ergebnisorientiertes und verantwortliches demokratisches politisches System sowie, drittens, eine gerechte solidarische Gesellschaft. Als Teilbereich dieser „sozialen Säule“ wird explizit der Umweltschutz in den Vordergrund gestellt. Eines der Flaggschiff-Projekte dabei: „Rehabilitation und Schutz der einheimischen Wälder in den fünf wasserreichsten Gegenden Kenias“.

Wie groß ihr Anteil daran nun konkret ist, lässt sich schwerlich beziffern, nichtsdestotrotz ist der Wandel in der kenianischen Umweltpolitik sicherlich auch ein Verdienst von Wangari Maathai. „Meine Mutter hat das Umweltbewusstsein und den umweltpolitischen Diskurs in diesem Land ohne Zweifel maßgeblich beeinflusst. Im Prinzip war sie die Erste, die die Umwelt überhaupt zum Thema gemacht hat. Vorher hielt man das hier in Kenia für unwichtig und uninteressant. Das Umweltministerium z. B. war früher kein besonders schmeichelhafter Posten für Politiker. Sie hat ihm irgendwie Würde und Bedeutung verliehen. Und schon lange bevor die Diskussion um den Klimawandel so groß wurde, hat sie dessen Bedeutung betont. Ich weiß noch, wie sie, immer wenn es um die Millenniumsziele des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen ging, davon sprach, dass keines dieser Ziele ohne eine gesunde Umwelt möglich sei. Nehmen Sie nur einmal die

Gesundheitsversorgung der Mütter (Millenniumsziel Nummer Fünf der Vereinten Nationen): Es kann keine gesunden Mütter, keine gesunde Bevölkerung geben, wenn sie in einer ungesunden Umwelt leben müssen. Anstatt die Ökologische Nachhaltigkeit zu Ziel Nummer sieben zu erklären, war meine Mutter immer dafür, es an Eins zu setzen.“

Ob sie ihre Mutter denn eigentlich eher als Frauenrechtlerin oder als Umweltaktivistin beschreiben würde, will ich wissen. „Im Prinzip beides“, lautet die Antwort. „In jedem Fall war sie eine Umweltschützerin, die vor allem mit Frauen zusammengearbeitet hat. Ihr war immer bewusst, dass man Frauen nicht von der Gesellschaft isolieren kann und dass die Themen mit denen wir uns beschäftigen in erster Linie die Frauen betreffen.“ Das gilt bis heute. Noch immer sind es überwiegend Frauen, die in den mittlerweile rund 4.000 Gruppen der Grüngürtelbewegung aktiv sind. Wasser, Essen, Landwirtschaft – dafür sind nach wie vor zuallererst die kenianischen Frauen zuständig. Um es mit den Worten von Wangari Maathai zu sagen: „Wenn ich an die Jahre unmittelbar vor der Gründung der Grüngürtel-Bewegung zurückdenke und an die Jahre, in denen sie entstand und wuchs, ist es kein Zufall, dass es genau die Zeit war, in der die Frauenbewegung weltweit zu agieren begann.“

### **2.3 Der Nationale Frauenrat Kenias – National Council of Women of Kenya (NCWK)**

„Wir bewahren die Erinnerung an sie wie einen Schatz. Wangari Maathai ist die Frau, der wir nachahmen. Sie stand für die Ermächtigung der Frauen und das werden wir immer ehren. Ihre Flamme brennt weiter und wie bei einer Feuerstelle müssen wir dafür sorgen, es ständig zu füttern damit es nicht ausgeht.“ (Isabella Karanja, Vorsitzende NCWK)

Es ist meine erste Begegnung mit dem Nationalen Frauenrat Kenias. Eigentlich hatte ich nur mit der Vorsitzenden Isabella Karanja gerechnet, aber als ich im Hauptquartier des NCWK ankomme, werde ich von gleich fünf freundlichen Damen empfangen, die zum Teil extra von außerhalb Nairobis angereist sind, um mich kennenzulernen und über sich und ihre Arbeit zu erzählen.

Der Nationale Frauenrat wurde bereits 1961 in Kenia gegründet, um als Schirmorganisation verschiedenste Aktivitäten und Organisationen der Frauen im Land zu koordinieren. Er gehört zum Internationalen Frauenrat und ist in Kenia als Nichtregierungsorganisation registriert. Anfang der siebziger Jahre trat auch Wangari Maathai bei und war bis 1987 darin aktiv, die letzten sieben Jahre davon als seine Präsidentin.

Kein Wunder also, dass mich die Suche nach Maathais heutigen Erben an diesem Tag zu Isabella, Alice, Nelly, Jane und Elizabeth geführt hat. Über 150 Frauenorganisationen, die wiederum mehrere Dutzend oder sogar hunderte Gruppen in sich vereinen, sind mittlerweile mit dem Frauenrat affiliert. In allen geht es im Großen und Ganzen um dasselbe Ziel: um die Gleichberechtigung und Stärkung der Frauen. „Wissen Sie“, erklärt Jane Kaniwaga, „die Frauen in diesem Land haben so viele ähnliche Probleme. Egal ob sie nun ein bisschen gebildet oder ganz ungebildet sind, einige Schwierigkeiten bleiben dieselben. Beispielsweise wenn sie verheiratet sind: In unserer Kultur bedeutet das, dass sie sich einem Mann unterordnen. Also versuchen wir, sie erst einmal sozial zu stärken, sie anzuregen, sich in Gruppen von Gleichgesinnten zu organisieren und sie über ihre Rechte aufzuklären. Wenn wir das geschafft haben, ist der nächste Schritt, sie wirtschaftlich auszubilden, ihnen das Know-how zu geben, ihr eigenes kleines Geschäft zu führen und ihr Geld sinnvoll zu verwalten. Unser drittes Ziel ist es darüber hinaus, die Frauen in Kenia politisch zu ermächtigen; sie zu bilden und für Führungspositionen fit zu machen. Auch auf diesem Gebiet sind wir als Frauenrat sehr aktiv und haben durchaus Einiges erreicht in den letzten Jahrzehnten.“

In der Tat: Mit der neuen Verfassung gilt in Kenia auch eine neue Frauenquote in der Politik. So wurden neben den regulären 290 Parlamentssitzen weitere 47 geschaffen, die nur für weibliche Kandidatinnen reserviert sind. Eine Frau für jeden der 47 Regierungsbezirke Kenias also. Zudem gibt es inzwischen eine Zweidrittelgrenze. Weder in den Parteien noch in gewählten politischen Positionen darf der Anteil des einen Geschlechts mehr als zwei Drittel betragen. Diese Fortschritte den Frauen zu erläutern und sie auf lokaler Ebene politisch zu sensibilisieren, zu fördern und in entsprechende Projekte zu integrieren, das sei nach wie vor eine wichtige Aufgabe für den Nationalen Frauenrat, erklärt Jane.

Die größte Herausforderung sei aber nach wie vor die wirtschaftliche Stärkung der Frauen, so Isabella. Nicht zuletzt, weil oftmals die wirtschaftliche Situation auch die Voraussetzung für politischen Erfolg der Frauen darstellt. „Viele Frauen, die versucht haben, sich in der Politik durchzusetzen, sind gescheitert, weil ihnen die Ressourcen gefehlt haben, um eine gute Kampagne auf die Beine zu stellen. Wirtschaftliche Ermächtigung ist also eine große Baustelle für uns.“ Etwa 90 Prozent des Reichtums in Kenia verteilt sich auf nur rund 10 Prozent der Bevölkerung. Vor allem auf unterster Ebene sind die wirtschaftlichen Probleme häufig existenziell. Ungefähr 47 Prozent der kenianischen Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze, die meisten davon sind Frauen.

Alice Gathambo, die sich im Frauenrat vor allem mit dem Thema Land-

wirtschaft beschäftigt, erlebt diese Problematik immer wieder: „Bevor wir uns überhaupt mit Dingen wie Frauenrechten, Ausbildung oder Gleichberechtigung beschäftigen können, geht es oftmals zuallererst schlicht ums Essen. Du kannst hungernden Menschen nicht mit großen Worten und Ideen kommen.“

In den meisten Fällen geht es zu Beginn zunächst darum, den Frauen dabei zu helfen, Produkte anzubauen, die möglichst schnell und unkompliziert sind. „Tomaten, Kohl, Spinat, die Arten von Gemüse, die du nach fünf bis sechs Wochen schon ernten kannst. Der angenehme Nebeneffekt ist, dass wir dabei auch ihre Ernährung positiv beeinflussen, weil der billige Maisbrei Ugali dann nicht mehr die einzige stabile Nahrungsquelle ist.“ Darüber hinaus geht es um einfache Viehzucht: Kaninchen, Wachteleier, Ziegen. Die wirtschaftliche Bildung kommt im nächsten Schritt. Was die Frauen und ihre Familien für den Eigenbedarf nicht brauchen, verkaufen sie auf dem Markt. Alice: „Wir bringen ihnen dann den richtigen Umgang mit Geld bei. Wie man am besten damit haushält oder wie man gemeinsam sinnvoll sparen kann.“

Table-Banking lautet das Stichwort. Ein Konzept, für das selbst die Frau des kenianischen Vizepräsidenten William Ruto wirbt. In rund einem Drittel der Regierungsbezirke Kenias wird das Table-Banking von unterschiedlichen Frauen bereits erfolgreich praktiziert. Das Grundprinzip ist einfach: Die Mitglieder der Frauengruppe zahlen regelmäßig einen jeweils zuvor festgelegten Betrag in eine gemeinsame Kasse oder auf ein gemeinsames Konto ein. Benötigt eine der Frauen einen Kredit, etwa um sich ein kleines Geschäft aufzubauen, bekommt sie diesen aus dem gemeinsamen Guthaben und zahlt den Betrag zu einem geringen Zinssatz zurück. Dank der Zinsen wächst das Gemeinschaftskonto und jede der Frauen kann am Ende des Jahres einen kleinen Bonus ausbezahlt bekommen. Wird das gemeinsame Geld auf ein Bankkonto eingezahlt, profitieren natürlich auch hier alle von den entsprechenden Zinsen. Darüber hinaus werden die Frauen dazu ermutigt, ihr persönliches Geld auf einem eigenen Bankkonto anzulegen.

Die Zeit vergeht wie im Flug. Fast zwei Stunden sitze ich bereits mit den Frauen vom NCWK zusammen. Ihre Begeisterung und ihr Engagement zum Wohle der kenianischen Frauen beeindruckt mich. Zum Abschied verabrede ich mich mit Nelly zu einem weiteren Treffen. Ich will ihre Graswurzel-Gruppe und deren Arbeit persönlich kennenlernen.

## 2.4 Deutsch-kenianische Geschäftspläne – Zu Besuch bei der RUKU-Central-Self-Help-Group

Knapp eine Stunde dauert die Fahrt durch den wie immer dichten Verkehr von Nairobi bis nach Kikuyu, wo Nelly und ein paar ihrer Mitstreiterinnen bereits in einem kleinen Haus auf mich warten. 20 Frauen gehören der Gruppe an, die meisten sind an diesem Morgen noch unterwegs, es ist Markttag. Edith, die Hausherrin, zeigt mir ein Sisal-Seil, das sie aus alten Kartoffelsäcken herstellt. In Windeseile hat sie daraus einen Tragegurt für Feuerholz gebunden. Und ehe ich mich verseh', hängt auch schon ein selbstgehäkelter Schal-Umhang um meinen Hals. „Sawadi – ein Geschenk“, erklärt sie. Ich bin gerührt und revanchiere mich mit meinem Pullover, der vielleicht ihrer Tochter passen könnte. Ob Kleidung, Gebrauchsgegenstände oder Gemüse, so wie Edith hat sich jede der Frauen mithilfe der Gruppe eine kleine Lebensgrundlage geschaffen. Grace, die Kassenwartin, erklärt mir noch einmal, wie das Table-Banking in ihrer Gruppe genau funktioniert. „Wir machen das nach dem „Merry-Go-Round-Prinzip“. Bei den regelmäßigen Treffen legt jede einen vorab festgesetzten Betrag auf den Tisch. Momentan sind das bei uns 1.000 kenianische Schilling. Dann stimmen wir ab, wer die Summe zurzeit am nötigsten braucht und diejenige bekommt das Geld. Wer einmal an der Reihe war, muss warten, bis auch die anderen einmal denselben Betrag bekommen haben.“

Für Beatrice Njeri Thuo ist eine solche Form des Kredits die einzige Möglichkeit, sich eine Existenz aufzubauen. Aus Perlen und Holz bastelt sie kleine Taschen und Geldbeutel. Gerne würde ich ihr das Täschchen, das sie dabei hat, abkaufen, aber bislang hatte sie nicht genug Geld um einen Reißverschluss dafür nähen zu lassen. „Wenn ich selber mir anderswo Geld leihen will, kostet das hohe Zinsen. Dann brauche ich vielleicht einen zweiten, höheren Kredit und hab dabei noch nicht einmal den ersten abbezahlt.“ Die 37-Jährige ist Mutter von drei Kindern. Der Älteste, 14 Jahre alt, hat gerade die High School angefangen, die zweite Tochter ist zwölf, der jüngste Sohn neun Jahre alt. Für Schulgeld und den Lebensunterhalt muss Beatrice mehr oder weniger alleine sorgen. „Ich habe einen Mann, ja, aber der ist ein Säufer.“ Sie lacht verlegen. Die Frauengruppe überlegt, zum zweiten Mal einen Kredit von der Regierung aufzunehmen. Damit könnten sie die Mütter bei der Finanzierung der Ausbildung ihrer Kinder besser unterstützen und sich möglicherweise neue Einkommensmöglichkeiten erschließen. „Marketing ist leider noch ein großes Problem für uns“, erzählt Grace. „Wir würden zum Beispiel gerne Erdbeeren anbauen und vertreiben. Aber das haben wir auch schon einmal mit Bananen versucht und sind dabei auf die Nase gefallen. Wir hatten uns schon mit einem Käufer geeinigt. 250 Stauden hatten wir ge-

pflanzt, aber als die Bananen dann reif waren ist der Käufer abgesprungen und es gab einfach keinen Markt dafür.“

Nelly will mir ein paar weitere Frauen ihrer Gruppe vorstellen. Auf dem Weg dorthin machen wir einen kleinen Abstecher zu ihrem eigenen Hof. Stolz zeigt sie mir ihre zwei Kühe und die Geflügelzucht. Auf über 1.000 Hühner ist die mittlerweile angewachsen, hier hat das Ganze funktioniert.

Vor dem Haus von Lucy warten schon die übrigen Frauen. Als ich sie mit meinen paar Brocken Suaheli begrüße und allen die Hand reiche, ist Lucy aus dem Häuschen. Es sei das erste Mal, dass sie eine Mzungu, eine Weiße, begrüßt habe, erklärt Nelly. Die Herzlichkeit hier überwältigt mich. Spontan umarme ich die freundliche Frau und mache ein Foto, um es ihr später einmal zu schicken. Die Freude ist ansteckend. Während die Frauen mir ihre Ziegen und Kühe zeigen albern wir herum und lachen ausgelassen.

Im Vogelgehege planen wir sogar gleich eine deutsch-kenianische Geschäftskooperation: Wachteleier. Die werden in Kenia mittlerweile an allen Ecken und Enden verkauft und als Blutdrucksenker, Insulinersatz oder auch Aphrodisiakum angepriesen. Ein echtes Wundermittel eben. Mit leider nicht immer ganz so amüsanten Folgen. Ein junger Mann soll bereits an einer Überdosis von 30 Eiern gestorben sein. Der Euphorie rund um die kleinen Eier hat dies zunächst allerdings nicht geschadet. Noch Anfang des Jahres beantragten offenbar rund 200 Kenianer am Tag eine Lizenz für die Wachtelhaltung beim Kenya Wildlife Service. Der Hype war so enorm, dass sogar die Süddeutsche Zeitung im Februar über das Phänomen berichtete. Als ich Nelly erzähle, dass Wachteln und Wachteleier bei uns übrigens als Delikatesse gelten, ist unser gemeinsamer Businessplan in Gedanken schon aufgesetzt: „Mach Fotos, mach Fotos und zeig sie Zuhause“, scherzt Nelly.

Zum Abschied zeigt Lucy mir noch ihre neueste Errungenschaft. Die Biogasanlage. Sofort muss ich an Wangari Maathai denken. Es wirkt wie der Beweis für das, was die Nobelpreisträgerin gesagt hat: Der Umweltschutz und der Fortschritt in der Lebenssituation der Frauen auf dem Land gehören zusammen. Lucys Biogasanlage ist das perfekte Beispiel. Sie kocht nicht mehr mit Feuerholz, sie kocht mit Kuhdung. Die Exkremente werden in einen großen Tank vor dem Haus gefüllt und von dort landet das umgewandelte Gas über eine kurze Leitung direkt im neuen Kocher in der Küche. So einfach ist das.

## 2.5 Ein Mann für die Frauen und die Umwelt

„Wangari Maathai? Sie ist so etwas wie unsere Mutter. Wir haben sogar unsere Plantage nach ihr benannt.“ (Dr. James G. Kairo, Kenya Marine and Fisheries Research Institute)

Ortswechsel. Die Recherche nach starken afrikanischen Frauen und den möglichen Wangari Maathais von heute und morgen hat mich auch an die Küste verschlagen. Gut 40 Kilometer südlich von Mombasa liegt das kleine Dörfchen Gazi. Das verschlafene Fischerdorf mit seinen rund 1.000 Einwohnern war früher das Hauptquartier eines berühmten Sklavenhändlers. Heute ist die Gegend vor allem für seine Mangrovenwälder bekannt.

Die Mehrheit der rund neun Millionen Menschen, die in der Küstenregion leben, ist auf diese Mangroven angewiesen. In Gazi zum Beispiel sind ganze 70 Prozent der Bevölkerung von ihnen abhängig. Sie nutzen das Holz einerseits für den Hausbau, zum anderen, als Feuerholz mangels anderer Energiequellen. Gleichzeitig sind die Mangrovenwälder aber auch für das gesamte Ökosystem von zentraler Bedeutung. Das „Kenya Marine and Fisheries Research Institute (KMFRI)“ hat in Gazi eine eigene Zweigstelle um die Entwicklung der kenianischen Mangrovenwälder dauerhaft wissenschaftlich zu untersuchen. Aus aller Welt kommen Studenten und Biologen hierher, die über die Mangroven forschen.

Hier arbeitet auch Dr. James G. Kairo, der Mann, der eine Frauengruppe gründete. Um die exzessive Abholzung und Zerstörung der Mangroven zu verhindern, haben er und seine Kollegen vor ziemlich genau zehn Jahren die Frauen des Ortes zusammengerufen, um ihnen das Konzept des Ökotourismus als alternative Form des Lebensunterhalts ans Herz zu legen. „Uns ging es primär um den Erhalt der Mangrovenwälder, aber Du kannst die Leute schwer vom Umweltschutz überzeugen, wenn Du ihnen nicht eine Alternative bietest, von der sie profitieren können. Also haben wir die Männer beim Fischen unterstützt, wir haben Baumschulen mit Jugendlichen errichtet und wir haben mit den Frauen den ‚Mangrove Boardwalk‘ geschaffen.“ Ein Projekt, ganz ähnlich der Idee von Wangari Maathai und der Grüngürtel-Bewegung: Bäume schützen und gleichzeitig den Frauen und Familien des Ortes helfen. Oder andersrum: Die Frauen helfen der Natur und gleichzeitig sich selbst.

In den Mangrovenwäldern von Gazi entstand so ein mittlerweile 450 Meter langer Rundgang, auf dem die Frauen der Gemeinde die Touristen gegen eine kleine Gebühr von rund 2,50 Euro durch die Mangroven führen.

Eine der Frauen ist die 29-jährige Mwatime Hamadi. Ihr Ehemann ist vor knapp zwei Jahren nach Sansibar abgehauen, erzählt sie mir auf dem Weg zum Boardwalk. Finanzielle Unterstützung für sich und ihre beiden Söhne kriegt sie von ihm nicht. Dank des „Gazi Women’s Mangrove Boardwalk“ kommt sie mittlerweile aber ganz gut alleine klar. „Vorher war es schwierig, hier einen Job zu bekommen. Jetzt führe ich die Touristen durch die Mangroven und bekomme dafür jeden Monat ein Gehalt.“



Dabei war es anfangs gar nicht so einfach, die Frauen von dem Projekt zu überzeugen. Das erzählt auch Amina Juma vom KMFRI, die die Gruppe betreut: „Am Anfang war das sehr zäh. Da gab es noch nicht viele Besucher und entsprechend wenig Gewinn. Wenn du aber nichts verdienst, kannst Du nicht einfach sagen, ‚Egal, das Projekt ist toll, glaubt uns das‘. Das reicht nicht. Dann suchen sie sich andere Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Also haben wir die Frauen beim Marketing unterstützt, in Hotels und umliegenden Schulen Werbung gemacht und mit der Zeit kam mehr Geld rein. Die Frauen haben gemerkt, dass ihnen das Projekt zugutekommt und mittlerweile wissen sie es wirklich zu schätzen. Sie profitieren davon ja auch nicht nur finanziell, sondern es hat darüber hinaus ihr Selbstbewusstsein gestärkt, als Gruppe zusammen zu kommen und gemeinsam zu arbeiten.“

40 Mitglieder hat der „Gazi Women’s Mangrove Boardwalk“ heute. Mittlerweile ist die Frauengruppe komplett eigenständig organisiert, mit eigener Buchhaltung und Verwaltungsstruktur. Bis zu 30.000 kenianische Schilling (ca. 250 Euro) verdienen sie dank der Touristen, für die auf Wunsch auch gekocht wird, pro Monat in der Hochsaison. In der Nebensaison ist es etwa ein Drittel. „Am Ende des Jahres“, erzählt Mwatime, nachdem sie mir beim Rundgang die sechs verschiedenen hiesigen Mangrovenarten und ihre jeweiligen Eigenschaften ganz genau erklärt hat, „setzen wir uns zusammen, sprechen darüber, wie viel wir in der Kasse haben und teilen das untereinander auf. Nicht nur mein Leben hat sich verbessert, auch das der ganzen Gemeinde. Wir zahlen einen kleinen Teil für die Lehrer an der Schule und wenn jemand in der Gemeinde ein Problem hat, dann kommen wir zusammen und entscheiden ob und wie wir helfen können.“

Zum Beispiel, wenn Mohamad Tenga wieder einmal in der Finanzklemme steckt. Der engagierte Direktor der Grundschule weiß, was es heißt, mit wenig Geld auskommen zu müssen. „Wir haben hier 460 Schüler und neun Lehrer. Das sind also ungefähr 55 Schüler pro Klasse. Die Regierung gibt uns vielleicht 1.000 Schilling pro Kind im Jahr. Pro Trimester steht jedem Kind ein Stift zu. Ein Stift. Der reicht vielleicht 2 Wochen.“ Um eigenes Schuleinkommen zu generieren und auch Kindern armer Familien die Schulbildung zu ermöglichen, hat Tenga erst vor Kurzem 2.500 Bäume auf dem Schulgelände pflanzen lassen. Das Holz soll später mal verkauft werden. Und er ist zum Fischfarmer geworden. Sobald die Fischer in der Regenzeit weniger fangen können, will Tenga mit den selbst gezüchteten Süßwasserfischen der Schule groß auftrumpfen. Trotzdem ist der Direktor auf die Hilfe der Frauen von Gazi angewiesen. Erst im letzten Jahr haben Mwatime und ihre Kolleginnen der Schule bei der Finanzierung von zehn Computern unter die Arme gegriffen.

Für Dr. Kairo ist das Konzept jedenfalls aufgegangen: „Die Einstellung hat sich verändert. Dadurch, dass die Frauen und die Gemeinde direkt von dem Projekt profitieren, profitieren wir indirekt. Die Fische haben sich wieder vermehrt, die Mangroven leisten ihren Teil und absorbieren Kohlendioxid, die Landschaft ist wieder schöner geworden. Die Leute haben verstanden, wie wichtig die Mangroven hier für das Ökosystem sind und mittlerweile übernehmen sie selbst Verantwortung für die Wälder. Die sind zu richtigen kleinen Rangern geworden, die sich um den Wald kümmern. Die ganze Gemeinde hat dabei geholfen, dass wir wieder eine große Mangroven-Fläche haben, da wo vorher fast nichts mehr war.“

Deshalb soll der Boardwalk der Frauen auch erst der Anfang gewesen sein. Die Frauengruppe war für das KMFRI die Initialzündung für weitere Projekte zum Umweltschutz. Dem Erfolg der Frauen ist es zu verdanken, dass die kleine Gemeinde inzwischen sogar auf dem Weltmarkt mitmischte. Im Kohlendioxid Handel. 3.000 Tonnen CO<sub>2</sub> hat Gazi auf dem Freiwilligen Kohlendioxid Markt verkauft. Ein Drittel der 15.000 Dollar, die dabei zusammen gekommen sind, fließen direkt in Projekte in der Gemeinde. Für das laufende Jahr soll ein Käufer bereit sein, sogar elf Dollar pro Tonne zu zahlen, der Gewinn würde sich also 2014 mehr als verdoppeln. „Der Ökotourismus ist ein Aspekt, aber er treibt sozusagen neue Blüten“, erklärt Dr. Kairo. Der CO<sub>2</sub>-Verkauf, der Aufbau von Aquakulturen, all das sei aus dem Erfolg des Frauen-Projektes entstanden. „Das Ganze ist also ein großes ökologisch-ökonomisches Gesamtwerk. Beides funktioniert nachhaltig nur gemeinsam. Die neuen Einkommensmöglichkeiten schützen die Natur und die Gemeinde kann genau daraus wieder wirtschaftlichen Nutzen ziehen.“

Eines will ich zum Abschied aber doch noch von ihm wissen. Wieso er sich für das Ökotourismus-Projekt ausgerechnet die Frauen von Gazi ausgesucht hat. Mit einem Strahlen im Gesicht nennt er mir gleich zwei Gründe: „Also erstens haben die Frauen ganz einfach mehr Charme. Das weibliche Gesicht ist viel offener, die Frauen sind gastfreundlicher, sie ziehen die Besucher in ihren Bann. Und zweitens sind Frauen als Gruppe sehr viel besser organisiert als Männer. Rumsitzen und auf Besucher warten, das ist nichts für die Kerle. Und außerdem: Wenn Du den Frauen hilfst, hilfst Du gleichzeitig dem ganzen Dorf.“ Der Erfolg gibt ihm und den Frauen recht.

### **3. Zwei Heldinnen des Alltags – Lucy und Mama Toni aus Kangemi**

Gleich am Straßenrand, keine hundert Meter entfernt von dem wohlhabenden, rund um die Uhr bewachten Wohngebiet Loresho, in dem ich bei einer Arbeitskollegin aus Deutschland untergekommen bin, sammelt sich

etwa ein Dutzend Dukas rund um die Kreuzung, an der die Straße abzweigt nach Kangemi, einem der ärmeren Viertel von Nairobi.

In den aus Holz und Wellblech zusammengezimmerter kleinen Hütten gibt es fast alles zu kaufen: Obst und Gemüse, Getränke, Zeitungen und kleine Snacks, aber auch Hygieneartikel, Telefonkarten oder Sekundenkleber. Wer einen Klempner braucht findet ihn ebenfalls in einer der Hütten, auch ein Automechaniker und ein winziges Restaurant sind dabei.

Es ist kurz vor halb vier Uhr am Nachmittag: Ich sitze im Schatten eines kleinen Baumes auf einer Bank, trinke ein Ginger Ale und warte auf Mama Toni, so benannt nach ihrem ältesten Sohn.

Bei Mama Toni brummt gerade das Geschäft. Die meisten Kunden nutzen ihren MPesa-Service, das Handy-Banksystem vom afrikanischen Mobilfunkriesen Safaricom, mit dem kleinere Beträge per SMS auf den Handy-Account überwiesen und an den zahlreichen MPesa-Stationen im ganzen Land unkompliziert ein- oder ausbezahlt werden können. Das M steht dabei für mobil, Pesa ist die Suaheli-Bezeichnung für Bargeld. Im Gegensatz zu früher müssen die vielen Kenianer, die weit weg von ihren Familien in der Stadt arbeiten, dank MPesa nicht mehr jedes Mal den weiten und beschwerlichen Weg in die Dörfer auf sich nehmen, um den Familien Geld zu bringen. Und auch den Frauen hat das mobile Banksystem das Leben erleichtert. Als das MPesa-System 2008 eingeführt wurde, waren knapp 40% der Kunden weiblich, mittlerweile machen die Frauen deutlich mehr als die Hälfte aus. MPesa macht sie unabhängiger von ihren Männern, die das wenige Bargeld, das die Frauen aus ihren kleinen Geschäften nach Hause bringen, gerne prompt in Alkohol investieren.

Mama Toni profitiert von MPesa gleich doppelt. Als „Bankerin“ bekommt sie eine Kommission von Safaricom, außerdem lockt MPesa mehr Kunden ins Geschäft. „Seit ich vor drei Jahren mit MPesa angefangen hab, hat sich so viel verbessert“, erzählt Mama Toni mir, als sie gerade eine kleine Ruhepause hat. „Mit dem Extrageld, das ich als Kommission verdiene, kann ich jeden Monat meine Kreditraten bezahlen. Jetzt gibt es keinen mehr, der ankommt und sagt ‚Mama Toni du schuldest mir Geld‘. Nein, das kann ich jetzt verhindern.“

Rund 40 Kilometer außerhalb von Nairobi hat sich Mama Toni mithilfe des Kredits ein kleines Häuschen aufgebaut. Dort wohnt ihre Tochter mit den Kindern. Mama Toni selbst hat eine Unterkunft in Kangemi gemietet. Manchmal ist sie aber nachts hier im Kiosk. Zum Beispiel, wenn sie wieder einmal ihre Waren schützen muss. Elf Mal schon wurde ihr Kiosk in den letzten Jahren plattgemacht. Es soll da einen Inder geben, der behauptet, das Land auf dem die Dukas stehen, gehöre ihm. Offenbar zählte dieser Mann noch zu Zeiten von Ex-Präsident Moi zu dessen Anhängern oder Vertrauten.

Die Moi-Regierung soll ihm das Land angeblich geschenkt haben. Seit Jahren gibt es einen Rechtsstreit zwischen dem Inder und der Hausbesitzergemeinschaft von Loresho, die ebenfalls glaubt, das Grundstück zu besitzen.

Landraub seitens der Politiker hat in Kenia durchaus Tradition. In den Jahren der mehr oder minder Alleinherrschaft der KANU (Kenya African National Union) waren immer wieder Tausende von Hektar Wald- oder Parklandschaft Gefolgsleuten zu privaten Zwecken überlassen worden. Das Problem beschreibt auch Wangari Maathai in ihrer Biografie: „Ein extremes Beispiel für diesen Landraub war die Fläche von vierhundert Hektar im Kaptagat Forest in der Nähe von Eldoret, das einem einflussreichen Minister überlassen werden sollte, der seiner verstorbenen Mutter ein Denkmal errichten wollte.

Mama Toni will sich von dem Kampf um das Land, auf dem ihr Kiosk steht, jedenfalls nicht unterkriegen lassen. Jedes Mal als die Hütte zerstört wurde, hat sie einfach wieder von vorne angefangen; hat ihre Waren so lange vom Boden verkauft, bis eine neue Bude aufgebaut war. „Das Leben muss weiter gehen so oder so. Warum sollte ich aufgeben? Wenn ich aufgeben, wie soll ich dann meinen Lebensunterhalt verdienen?“

51 Jahre ist Mama Toni alt, sie arbeitet seit über 30 Jahren hier. Jeden Tag. Von 6 Uhr morgens bis manchmal 22:00 Uhr am Abend. Nur sonntags gönnt sie sich längere Pausen, um ausgiebig zu beten und den katholischen Gottesdienst zu besuchen.

Lucy geht es ganz ähnlich. Ihr Gemüsestand liegt mitten im Markt von Kangemi. Auch sie steht jeden Tag 12 Stunden lang in ihrem kleinen Geschäft. „Wenn ich nach Hause komme, kümmere ich mich um meine Kinder und erledige all das, was sonst so angefallen ist. Es gab eine Zeit, da hab ich vielleicht gerade mal drei Stunden geschlafen. So ist das nun mal. Kinder brauchen Dich. Die sind abhängig von Dir.“ Erst recht, wenn man sie wie Lucy alleine durchbringen muss. „Mein Mann ist im Südsudan. Das letzte Mal, dass ich von ihm irgendwas bekommen habe, ist fast ein Jahr her. Aber ich war sowieso schon immer die Brotverdienerin. Ich habe dieses Geschäft seit 12 Jahren. Ich Sorge für meine Kinder, ich habe sie zur Schule geschickt. Ich habe gelernt, als Frau meinen Mann zu stehen. Ich habe sozusagen die Hosen und einen Rock gleichzeitig an.“ Dass Frauen wie sie hier in Kenia härter arbeiten müssen als Männer, daran hat Lucy überhaupt keinen Zweifel: „Die Frauen rackern sich ihr ganzes Leben ab, weil die afrikanischen Männer sich nicht um ihre Pflichten kümmern und sogar einfach weglaufen. Wir Frauen übernehmen im Gegensatz zu den Männern Verantwortung. Die Männer vergessen ihre Kinder ganz einfach. Das würde uns nie passieren. Wir sterben mit unseren Kindern auf dem Arm. Und die Männer? Die würden sogar hier im Raum liegen und schlafen, wenn die Kinder, ohne etwas zu essen, ins Bett gehen müssen. Die können ein ganzes Jahr verbringen,

ohne sich um das Wohl der Kinder zu scheren. Meiner zum Beispiel: Der ist seit einem Jahr weg und hat noch nicht ein einziges Mal gefragt, ob wir genug zu essen haben, ob es den Kindern gut geht und ob sie in die Schule gehen.“ Sowohl von den Männern als auch von der Gesellschaft wünscht Lucy sich mehr Respekt und Anerkennung für das, was die kenianischen Frauen leisten. „Die Frauen sollten einfach an erster Stelle stehen. Wir sind verantwortungsbewusst, arbeiten hart und wir sind stark. Hinter jedem erfolgreichen Mann steht doch letztlich eine Frau.“

Auch Mama Toni lebt seit vierzehn Jahren ohne ihren Ex-Mann. Auch sie hat die fünf Kinder größtenteils alleine durchgebracht und finanziert mit dem Kiosk jetzt die Ausbildung ihrer zehn Enkelkinder. Und auch sie lässt kaum ein gutes Haar an den kenianischen Männern. „Weißt Du, hier in Kenia gibt es so viele alleinerziehende Mütter. Sie heiraten und dann kommen die Probleme. Du verdienst einen Schilling, der Mann nimmt das Geld und geht davon trinken. Und wenn du dann noch viele Kinder hast, verlassen sie dich irgendwann. Klar, kleine Kinder sind teuer. Meiner zum Beispiel, der ist gegangen, als Toni und seine jüngste Schwester noch jung waren. Da blieb für ihn kein Geld übrig, also ist er abgehauen. Und jetzt wo ich mit den Kindern durch bin, kommt er plötzlich wieder an, aber das kann er vergessen, keine Chance.“ Ohne Mann lebt es sich sehr viel besser, sagt sie. Mama Toni will weder ihren Ehemann zurückhaben, noch sich auf einen der anderen Männer einlassen, die versuchen, sie als Freundin zu gewinnen. „Wenn kenianische Männer sehen, dass Du hart arbeitest, wollen sie plötzlich mit Dir befreundet sein, weil sie wissen dass Du ein bisschen Geld hast und keines von ihnen verlangt. Das kommt für mich nicht in Frage. Wenn Du Dich auf einen Mann verlässt, stirbst Du früher oder später. Und zwar eher früher als später.“

Früher hat sie das einmal anders gesehen. Als Teenagerin verließ Mama Toni die Schule noch vor dem Abschluss, um zu heiraten: „Ich wollte unbedingt einen Ehemann, um mich mit ihm im Haus geborgen zu fühlen, aber...“, Mama Toni fängt an zu lachen, „Puhh! Was für ein Trugschluss!“

#### **4. Women for Peace and Fairness – Frauenpower in Kibera**

„Wangari Maathai ist ein Idol. Ich sehe ihre Willensstärke, ich sehe wie sie ihren Weg immer weiter gegangen ist, sehe ihre Beharrlichkeit und ihre Stärke und das motiviert mich und gibt mir Kraft.“

Anyango Jane Odongo will mich in ihrem Büro treffen. Das kleine Gebäude der „Kibera Women for Peace and Fairness“ liegt gleich neben dem District Office entlang der noch geteerten Hauptstraße von Kibera. Für meinen Besuch in Kenias größtem Slum habe ich mir Verstärkung mitgebracht. Meine Freundin Rita, bei der ich in Nairobi die ersten Wochen untergekommen bin und ihr Wachmann Albert begleiten mich. Wir betreten den Slum durch den Eingang am Toy-Markt. In den engen Gassen drängt sich ein Verkaufsstand neben den anderen. Die meisten handeln mit Altkleidern, aber auch der ein oder andere Gemüse- und Gemischtwarenstand ist dazwischen. Immer wieder drängen sich eifrige Männer mit schwer beladenen Karren an uns vorbei. Draußen im Freien schlängelt sich die Straße um ein paar Kurven, entlang an unzähligen Ständen, Wellblechhütten und kleinen Imbissstuben. Zwischen den Obst- und Gemüseständen türmen sich immer wieder Berge von getrockneten Minifischchen aus dem Viktoriasee, um die ganze Heerscharen von Fliegen schwirren. Hinter der nächsten Ecke sammeln sich die Holzkohleverkäufer.

Die Straße wird jetzt breiter, auf den ersten Blick unterscheidet sie sich nicht besonders von manch anderen, die ich in der Hauptstadt schon gesehen habe. Trotzdem ist unverkennbar, dass hier die Ärmsten der Armen Zuhause sind. In einer der schmalen Seitengassen steht ein junger Vater und deutet auf sein Kleinkind: „Buy this!“ ruft er zu uns herüber.

Mit geschätzt über einer Million Einwohnern galt Kibera lange Zeit nicht nur als größter Slum Kenias, sondern in ganz Afrika. Neue Untersuchungen gehen jedoch davon aus, dass die von den Behörden angegebenen Zahlen deutlich über der tatsächlichen Einwohnerzahl liegen. Die Vereinten Nationen schätzten die Gesamtbevölkerung von Kibera im Jahr 2010 auf fünf bis sieben Hunderttausend.

Anyango Odongo ist eine davon. Die 42-Jährige lebt seit 25 Jahren hier. Aufgewachsen in einer Großfamilie mit neun eigenen Geschwistern und den Kindern der zusätzlichen Frauen des Vaters in einem kleinen Dorf in Westkenia, heiratete sie schon als Teenager und kam mit ihrem Mann 1989 nach Nairobi. Mittlerweile ist sie nicht nur in ihrem Viertel von Kibera bekannt. Seit zehn Jahren setzt sich Anyango Jane für die Belange der Frauen im Slum ein. 2010 wurde sie vom globalen Netzwerk „Peace X Peace“ mit dem „Community Peacebuilder Award“ ausgezeichnet.

Die Idee, sich als Gruppe zu organisieren, kam ihr 2008. Nach den umstrittenen Wahlen 2007, bei denen Präsident Mwai Kibaki sein Amt mit knapper Mehrheit gegen Raila Odinga behaupten konnte, stand Kenia am Rande eines Bürgerkriegs. Opposition und internationale Beobachter sprachen von massiven Wahlfälschungen. Nach Bekanntgabe der Vereidigung kam es im ganzen Land zu schweren Ausschreitungen zwischen Demonstranten

und Sicherheitskräften. Hunderte verloren damals ihr Leben, Hunderttausende ihre Heimat. Der Konflikt entwickelte sich rasch zu blutigen Unruhen zwischen den verschiedenen Volksgruppen. In mehreren Landesteilen kam es zu ethnisch motivierten Gewaltakten, die sich insbesondere gegen Angehörige der Kikuyu, der Ethnie von Präsident Kibaki, richteten. Bis heute sind die genauen Hintergründe der Gewalteskalation nicht vollständig aufgeklärt. Vermutet wird, dass Mitglieder von Regierung und Opposition, die gewalttätigen Auseinandersetzungen teils organisiert und angeheizt haben. Angehörige beider damaliger Seiten sind vor dem Internationalen Strafgerichtshof wegen mutmaßlicher Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt. Darunter auch Kenias jetziger Präsident Uhuru Kenyatta sowie sein Stellvertreter William Ruto, der 2007 noch dem gegnerischen Lager angehörte.

Die ethnische Zugehörigkeit ins Spiel zu bringen, um die Bevölkerung gegeneinander aufzubringen, war schon häufiger ein taktisches Mittel afrikanischer Politiker. Gerade im Umfeld von Wahlen kam es in Kenia immer wieder zu Stammeskonflikten. Die Ursache dafür ist zumindest teilweise in der Geschichte der kenianischen Landpolitik zu finden. Direkt nach der Unabhängigkeit gab es ein Programm, das es den Kenianern ermöglichte, Land zu erwerben. Vor allem die Kikuyu waren damals in der Lage, Teile der weißen Farmen, auf denen sie damals gearbeitet und gelebt hatten, zu kaufen. Unter den Nicht-Kikuyu wuchs in den späteren Jahren unter dem ersten Präsidenten Jomo Kenyatta der Groll gegen die Macht und den Grundbesitz der Kikuyu. Bis heute heizt manch ein Politiker diesen Zorn an, um ihn zum eigenen Vorteil zu nutzen. Das Land und seine primären Ressourcen sind für die meisten Menschen in Kenia überlebenswichtig und so begreifen sie jemanden, der ihnen Land nimmt, das sie als ihres ansehen, rasch als Feind. Politikern macht diese Ansicht es leicht, ihre Anhänger dazu anzustacheln, den mutmaßlichen Feind anzugreifen.

Die Unruhen nach den Wahlen vom 27. Dezember 2007 dauerten gut zwei Monate an. Besonders stark von den Gewaltexzessen betroffen waren die Slums, allen voran Kibera. Anyango Odongo hatte sich zu der Zeit schon seit einigen Jahren um junge Mädchen gekümmert und ihnen bei ihren Problemen mit beispielsweise sehr viel älteren Männern geholfen. Als eines der Mädchen, das sie betreute, bei den Unruhen getötet wurde, organisierte sie gemeinsam mit einer Freundin einen Protest: „Wir dachten, dass es an der Zeit sei, unsere Meinung zu sagen. Warum sollten immer nur andere für uns sprechen? So viele haben darüber geredet, was hier los ist, nur die Menschen von Kibera selbst nicht. Wir wollten, dass endlich auch die Stimmen der Frauen hier gehört werden.“ Aus zwei Richtungen marschierten Anyango und ihre Freundin zum Büro des Bezirksbeamten. Innerhalb von weniger

als zwei Stunden hatten sich ihnen etwa 200 Frauen angeschlossen. „In dieser Krisenzeit waren die Menschen begierig darauf, sich zu treffen und über die Ereignisse auszutauschen. Ein kleines Mädchen war getötet worden und plötzlich war es auch egal, wo das Mädchen herkam oder zu welcher ethnischen Gruppe es gehörte. Wir Frauen wollten einfach unseren Protest kundtun und zeigen, wie sehr wir den Tod dieses jungen Mädchens verurteilten.“ Für Anyango war genau das die größte Errungenschaft: Die Frauen hatten alles stehen und liegen gelassen, ohne sich über Stammeszugehörigkeit Gedanken zu machen. Und das in einer Zeit, in der nicht nur ganz Kibera, sondern ganz Kenia aus religiösen, politischen und ethnischen Gründen tief gespalten war und großes gegenseitiges Misstrauen herrschte. „Aber als wir die Frauen baten, uns zu folgen, spielte es plötzlich keine Rolle mehr, wer wir waren und zu wem wir gehörten. Wir waren alle zu einer Stimme vereint. Das hat uns inspiriert, weiter zu machen.“

Selbst die Männer reagierten positiv auf ihren Protest, erzählt Anyango: „Die haben sich gefreut, sehr gefreut. Im Grunde sehnen sich die Kenianer nach Einheit und Zusammenhalt und wir diskriminieren keinen.“

Auf die Unterstützung der Männer setzten die „Kibera Women for Peace and Fairness“ auch in anderen Bereichen. Beispielsweise, wenn es um das Thema Gewalt gegen Frauen geht.

Anyango erzählt mir von ihrer Kampagne „Schluss mit der Gewalt gegen Frauen! Wir können sie beenden!“ „Diese Aktion hat allen das Gefühl vermittelt, gemeinsam Verantwortung zu tragen. Bei den meisten solcher Kampagnen spielen die Frauen immer nur eine Opferrolle. Bei uns haben die Männer uns sehr unterstützt. Denn sie haben gemerkt, dass wir die Verantwortung nicht auf einzelne abschieben wollten, sondern jeder seinen Teil dazu beitragen kann.“

Ein Beispiel, das Schule macht. Seit Mitte 2012 kämpft beispielsweise die „One Million Fathers Initiative“ dafür, Väter für den Kampf gegen Gewalt zu gewinnen und sammelt eine Million Unterschriften von Männern. Zu denen, die bereits auf der Liste stehen, gehört unter anderem Ex-Vize-Präsident Kolonzo Musyoka.

Die Gewalt gegen Frauen ist in Kenia nach wie vor ein sehr akutes Problem riesigen Ausmaßes. Die Tageszeitung „Daily Nation“ zitiert aktuelle wissenschaftliche Studien, wonach 45% der jungen kenianischen Frauen schon einmal geschlechtsbezogene Gewalt erlebt haben; 90% der Täter waren Männer. Laut dem Menschenrechtsbericht 2013 für Kenia vom „US Department of State“ verzeichnete die Polizeistatistik 2010 mehr als 4.500 Fälle solcher Gewalt. Menschenrechtsorganisationen gehen allerdings von noch deutlich höheren Zahlen aus. Die „Coalition on Violence Against Women“ schätzt allein die Zahl der Vergewaltigungen in Kenia auf 16.500 pro Jahr.



In Kibera, erzählt Jane, sei sexuelle Gewalt gegen Frauen allgegenwärtig. Erst in dieser Woche hätten die Frauen es gemeinsam geschafft, die Verurteilung eines Täters vor Gericht zu erreichen. Es ging um Kindesmissbrauch. Ein Fall, der längst verloren schien. „Die Polizei erschien nicht vor Gericht, der Arzt hatte nicht ausgesagt, sie hatten die Zeugin eingeschüchtert, es gab Bestechungsversuche. Also haben wir unsere Frauen mobilisiert. Wir sind zur Polizei marschiert und zum Krankenhaus und haben sie regelrecht gezwungen, zur Verhandlung zu kommen. Und wir waren präsent. Dutzende von uns saßen im Gericht. Manchmal waren da 60 Frauen in dem Gerichtssaal, sodass der Vorsitzende am Ende gar nicht mehr anders konnte, auch wenn es nur die Mindeststrafe gab. Es war ein verlorener Fall, aber mit der Macht der Frauen haben wir das Ruder rumgerissen.“

Offiziell verbietet das Gesetz zwar sexuelle Gewalt wie Vergewaltigungen, die Verfolgung solcher Straftaten lässt jedoch zu wünschen übrig. Der Menschenrechtsbericht beklagt, dass nach Angaben von Bürgerrechtsgruppen die Opfer sexueller Gewalt in sage und schreibe 95 Prozent der Fälle nicht der Polizei gemeldet haben. Ähnlich erschreckend ist auch die folgende Zahl: Laut einer Umfrage der „National Commission on Gender and Development“ aus dem Jahr 2010 halten ganze 72 Prozent der Befragten geschlechtsbezogene physische Gewalt, inklusive Vergewaltigung, nicht für ein ernst zu nehmendes Verbrechen.

Bei so einer Einstellung verwundert es mich kaum, dass auch Anyango Jane für ihre Überzeugung und den Kampf um Gerechtigkeit und Gleichberechtigung auch ein persönliches Risiko in Kauf nehmen muss. Sie selbst ist mehrfach wegen ihrer Arbeit bedroht worden: „Ja, das kam schon häufiger vor. Ich wurde mitten in der Nacht angerufen und jemand hat gesagt, dass mein Haus abgefackelt wird. Ich hab schon jede Menge Drohnachrichten bekommen. Vor allem bei solchen Gerichtsgeschichten.“ Trotzdem will sie weitermachen, denkt gar nicht daran, aufzugeben. „Ich lebe hier, das ist meine Community. Ich sehe das Leid und die Not. Aber ich habe das Privileg, in sehr hochrangigen Meetings zu sitzen. Und wenn ich dort Menschen begegne, die unsere Probleme nicht ernst nehmen, dann sag ich mir: Anyango Jane, du musst weiterkämpfen, um dafür zu sorgen, dass sich die Dinge ändern.“

Zum Abschluss gibt sie mir noch einen Rat mit auf den Weg. Nicht an mich persönlich gerichtet, eher an die „Damen und Herren Entwicklungshelfer da draußen“. Genaugenommen ist es vielmehr eine Aufforderung. „Involviert uns! All die großen Institutionen, Organisationen und Geldgeber sollten aufhören, uns ihre Projekte aufzudrängen, die schlaue Menschen sich irgendwo in Sitzungssälen ausdenken, nachdem sie lange Berichte gelesen haben. Lasst uns von Anfang an dabei sein. Ich kenne meine Commu-

nity, ich weiß wie die Dinge hier funktionieren. Wäre es da nicht eine gute Idee, mich zurate zu ziehen, wenn du unsere Situation verbessern willst? Ich glaube, anders funktioniert es nicht. Zuviel Geld ist schon nach Kibera gepumpt worden, ohne dass sich etwas verändert hat.“

Genau aus diesem Grund hat sich Anyango Jane Odongo für die Teilnahme zur diesjährigen Sitzung der „UN Kommission für den Status der Frau“ beworben. „Bei solchen Treffen wird ständig über die Graswurzelbewegungen der Frauen weltweit gesprochen. Aber das Absurde ist: Keine einzige Frauengraswurzelbewegung ist dabei je anwesend.“

Dieses Jahr wird das anders sein. Keine drei Wochen nach unserem Treffen fliegt Anyango Jane Odongo nach New York.

## 5. Kenianische Frauen zwischen Tradition und Fortschritt

Kenia ist noch immer ein sehr patriarchisches Land. Das sagen nicht nur fast alle Frauen, mit denen ich auf meiner Reise spreche, das sagt auch Patricia Nyaundi von der „Kenya National Commission on Human Rights“, die sich seit 15 Jahren beruflich mit den Rechten der Frau in Kenia beschäftigt. Obwohl die neue Verfassung von 2010 die Rechte der Frauen in einigen Punkten gestärkt hat, offiziell die Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen deklariert und vor Diskriminierung schützt, sieht die Realität gerade in ärmeren Gegenden auf dem Land oder in besonders traditionsbewussten Stämmen meist trotzdem noch ganz anders aus. Immerhin: Rein rechtlich ist die neue Verfassung vor allem insofern ein Riesenschritt, als dass sie ausdrücklich verfügt, dass das Gewohnheitsrecht der Verfassung untergeordnet werden muss. Stammestraditionen und Vorschriften dürfen also gesetzlich nicht mehr dafür herhalten, die Rechte der Frauen zu beschneiden.

In der alten Verfassung war dies tatsächlich noch nicht der Fall. Im Bereich des „Personal Law“, wo es beispielsweise um Heirat, Kinderunterhalt oder auch Bestattungsvorschriften geht, ließ die alte Verfassung die Diskriminierung der Frau teilweise noch zu.

Die gesetzlichen Rahmenbedingungen sind das Eine. Die große Herausforderung für Menschenrechtler wie Patricia ist aber, diesen positiven Wandel auch in den Köpfen der Kenianer zu vollziehen und das entsprechende Bewusstsein für die Rechte der Frauen in der Gesellschaft zu verankern. „Wie in vielen Commonwealth-Ländern haben wir praktisch ein duales Rechtssystem. Es gibt das formelle und das informelle Rechtssystem. Da Armut und Analphabetismus bei uns weit verbreitet sind und viel mehr Menschen auf dem Land als in den modernen Städten leben, befinden sich

sehr viele Frauen im informellen Bereich, d. h. sie haben schlicht keinen Zugang zum Gesetz. Um ihre Rechte wahrnehmen zu können, brauchen sie im Zweifel ein Gericht.“ Für einen erheblichen Teil der Landbevölkerung scheitert das aber schon daran, dass die Gerichte viel zu weit entfernt und zu teuer sind. „Das hat dann vielleicht einfach keine Priorität, wenn Du schon jeden Tag kämpfen musst, um überhaupt Essen auf den Tisch zu kriegen“, erklärt Patricia. Selbst wenn eine Frau diese Strapazen auf sich nimmt und am Ende sogar einen positiven Gerichtsbeschluss in den Händen hält, sei damit noch nicht viel erreicht: „Dann geht es nämlich darum, Deine Ansprüche in einer Dir feindlich gestimmten Umgebung auch wirklich geltend zu machen.“

Ähnlich wie Anyango aus Kibera setzt auch Patricia auf die Hilfe der Männer, um die Rechte der Frauen in der Praxis durchzusetzen. „Ich glaube es ist wichtig, dass wir zum Beispiel die Ältesten in den Dörfern als Partner im Kampf um Veränderung ansehen.“

Sie erzählt mir von ihrer Arbeit im Bezirk Kisumu, der Heimat der drittgrößten Bevölkerungsgruppe Luo, vor ungefähr acht Jahren. Es ging um den Nachlass und das Erbfolgerecht für Frauen. Das Gesetz sprach der betroffenen Witwe zwar schon damals ziemlich eindeutig das Recht auf den Besitz des verstorbenen Mannes zu, zurück im Dorf war ein entsprechendes Urteil aber nicht viel mehr wert als das Papier, auf dem es stand. Das Dokument wurde einfach zerrissen. Erst als Patricia und ihre Kollegen sich an den Ältestenrat wandten und man gemeinsam darin übereinkam, dass auch in der Kultur der Luo der Ehepartner in der Erbfolge an erster Stelle steht, konnte die Familie des Verstorbenen überzeugt werden, das Grundstück der Witwe zu übergeben.

Auch in diesem Gespräch kommt die Rede schnell auf das Thema häusliche Gewalt. Die Statistiken, die Patricia mir von einer nationalen Umfrage aus dem Jahr 2012 zeigt, sind ähnlich düster wie die Zahlen, von denen ich bereits gelesen hatte. Jede sechste Frau hat demnach schon Gewalt in den eigenen vier Wänden erlebt. In den meisten Fällen geht der Missbrauch gegen Frau oder Kinder vom Ehemann oder einem nahen Familienangehörigen aus. „Wir müssen die Stammesältesten davon überzeugen, dass so etwas absolut gegen die afrikanische Kultur verstößt“, sagt Patricia. „Die Unterdrückung der Frau hat nichts mit der afrikanischen Kultur zu tun. Im Gegenteil: Gerade in Afrika hat die Mutter eigentlich einen sehr hohen Stellenwert.“

Problematisch wird es vor allem dann, wenn traditionelle Regeln und Praktiken nicht aus heutiger Sicht hinterfragt werden oder Gewohnheiten mit dem eigentlichen Grund, weswegen sie einmal entstanden sind, nichts mehr zu tun haben. „Es gibt da zum Beispiel diese Praxis, die sie „Clean-

sing“ nennen“, erzählt Patricia. „Ein männlicher Angehöriger hat Sex mit der Witwe, um sie von den bösen Geistern zu reinigen.“ In vielen afrikanischen Kulturen gibt es die Sitte, dass nach dem Tod des Mannes ein verantwortungsvoller Angehöriger das Hab und Gut des Verstorbenen übernimmt. Dazu gehört nach dem traditionellen Verständnis auch die Ehefrau. „Diese Art Übernahme bezog sich dann aber auch auf die sexuelle Beziehung. Abgesehen vom Sex ist dieser Brauch auch nicht vollkommen zu verachten. Dahinter stand einmal der Gedanke, dass eine Frau ohne Mann nicht überleben kann; es ging also ursprünglich auch um eine soziale Absicherung für die Witwe und ihre Kinder.“

Ich frage mich, wie zeitgemäß ein solcher Brauch und seine Rechtfertigung heute noch sein können. Sofort muss ich an Mama Toni und Lucy denken. Zwei Paradebeispiele dafür, dass Frauen sehr wohl alleine zurechtkommen, manche sogar besser noch, als mit Mann. Ein Artikel aus der „Daily Nation“ fällt mir wieder ein. Darin habe ich gelesen, dass sechs von zehn kenianischen Frauen zu dem Zeitpunkt, wo sie 45 werden, mit großer Wahrscheinlichkeit alleinerziehend sind. Die Rate der Alleinerziehenden in Kenia ist eine der höchsten in ganz Afrika. Hmm. Passt irgendwie nicht ganz mit der Tradition zusammen.

Patricia bringt die Sache auf den Punkt: „Heutzutage, da wir uns weiter entwickelt haben, ist ein solcher Brauch zu einer Farce verkommen. Der Mann will die Vorzüge, will den Sex. Die Verantwortung, die dahinter steckt, die Pflichten, die das für ihn bedeutet, die will er nicht mehr.“

Die Taxifahrt nach Hause führt durch Nairobis Geschäfts- und Bankenviertel. Auf den Straßen links und rechts eilen Geschäftsfrauen mit Handy am Ohr von Termin zu Termin. Die Probleme und der Kampf der Frauen in den von Stammestraditionen geprägten Regionen abseits der Hauptstadt scheinen hier unendlich weit weg. Ein paar Tage später fahre ich in den Norden des Landes, rund 300 Kilometer entfernt von Nairobi, ins Samburu-Land.

## **5.1 Mama Mutig – Rebecca und das Frauendorf Umoja**

Meine erste Begegnung mit den Frauen von Umoja ist eher gewöhnungsbedürftig. Gut fünf Stunden Fahrt liegen hinter mir und meiner deutschen Kollegin Rita, die mich in das kleine Dorf unweit von Archers Post im Samburu-Distrikt im kenianischen Rift Valley begleitet hat. Die nächste größere Stadt, Isiolo, ist rund 40 Kilometer entfernt, bis vor Kurzem führte nur eine

holprige, staubige Sandpiste hierher. Seit es die geteerte Straße gibt, ist Isio-lo in etwa einer halben Stunde mit dem Auto erreichbar.

Rebecca Lolosoli, die Gründerin des Frauendorfs, ist noch unterwegs, also machen Rita und ich uns erst mal alleine auf vom Umoja Camp, wo Touristen und Reisende auf einer kleinen Anhöhe direkt am Ufer des Uwaso-Flusses in Bandas (kleine runde Steinhütten) oder Zelten übernachten können, zum eigentlichen Frauendorf gleich um die Ecke. Viel hatte ich vorab gelesen über dieses Dorf, das Rebecca vor fast 25 Jahren mit ein paar Freundinnen aufgebaut hat, um sich und anderen Frauen eine Zuflucht zu schaffen vor den Männern. Rebecca war gerade erst aus dem Krankenhaus gekommen. Wegen ihrer Aufmüpfigkeit hatten die Männer des Ortes sie brutal zusammengeschlagen.

Ähnlich wie Rebecca erging es damals vielen Frauen, erst recht bei den sehr traditionsgläubigen Samburu. Immer wieder war es zudem vorgekommen, dass Mitglieder der bei Archers Post stationierten britischen Armee einheimische Frauen vergewaltigten. Zwischen 1970 und 2002 sollen in ganz Nordkenia rund 1.600 Frauen Opfer solchen Missbrauchs durch die Soldaten geworden sein. Hilfe von ihren Ehemännern konnten die geschundenen Frauen damals nicht erwarten. Nach dem Verständnis der Hirtenvölker hatten sie Schande über die ganze Familie gebracht und wurden verprügelt und verstoßen.

Genau dasselbe war auch Rebeccas inzwischen langjähriger Freundin Nagusi passiert. Gemeinsam fassten die beiden den Entschluss, ein eigenes Dorf zu gründen, in dem sich die Frauen gegenseitig gegen die Männer schützen und einander den Respekt erweisen würden, den sie verdienten.

Ich war also freudig gespannt und konnte es kaum abwarten, die Frauen und ihr Dorf endlich kennenzulernen. Ich freute mich auf das „echte kenianische Dorfleben“ und spannende Begegnungen weit ab von Nairobi und den Menschen in der Hauptstadt.

Da steh' ich nun also, mittendrin im Frauendorf Umoja. Da wir offenbar einen Seiteneingang durch den Dornenzaun genommen haben, dauert es ein bisschen, bis die Dorfgemeinschaft uns entdeckt hat. Die von Kopf bis Fuß prachtvoll mit Perlenketten geschmückten Frauen nähern sich mit einer gewissen Routine. Die 15-jährige Rosslyn bedeutet uns, Platz zu nehmen, während sich die Frauen sammeln, um für uns zu singen, wie sie auf Englisch erklärt. Im selben Atemzug erklärt sie dann allerdings gleich noch etwas: Dass es uns jeweils 1.000 Schilling kosten soll, das Dorf zu besuchen. Alle Versuche, über den eigentlichen Grund meines Besuches und meine vorherigen Absprachen mit Rebecca aufzuklären, sind zwecklos. Keine drei Minuten später stecken wir mitten drin in der wohl üblichen Touristen-Emp-

fangs-Zeremonie. Es wird gesungen, getanzt, zum Mitmachen und Fotografieren animiert. So hatte ich mir das nun wirklich nicht vorgestellt, das mit dem wahrhaften Eintauchen in eine fremde Kultur und das authentische Leben der Frauen auf dem Land.

Nach dem Tanz folgt die obligatorische Führung durch das Dorf. Erst hinein in eine der Hütten, dann der Abstecher in das von den USA gestiftete Museum, in dem ziemlich verstreut einige traditionelle Samburu-Gegenstände in ein paar ziemlich verstaubten Glasvitrinen ihr Dasein fristen.

Letzte Station: Die Verkaufsplätze. Handgemachter Perlenschmuck in allen Formen und Farben. Klar, was dann folgt: Wir dürften nicht eher gehen, bis wir beide mindestens eine Kette, einen Armreif oder einen Untersetzer gekauft hätten! So interpretiere ich jedenfalls die resolute junge Frau, die auf uns einredet und die ich später noch als Jane kennen- und schätzen lernen werde.

Mit drei Armbändern, zwei Untersetzern und einer Kette in den Taschen machen wir uns auf den Weg zurück ins Camp. Ein wenig ernüchtert zwar, aber auch gespannt auf das, was in den nächsten Tagen auf uns zukommen wird.

Am nächsten Morgen ist schon früh das Dorf-Komitee zu Besuch im Camp. Jane, Nagusi und Naralal, Rebeccas Mitstreiterinnen der ersten Stunde, wollen mich sprechen. Es gibt (finanzielle) Bedingungen für meine weiteren Besuche im Dorf und auch für das Interview mit Rebecca wird eine Gegenleistung in Form einer Spende erwartet. Die Geschichte von Umoja sei die Geschichte aller Frauen des Dorfes und die wollten sie nicht einfach so hergeben, erklärt Rebecca mir etwas verlegen. Ich muss schon sagen, ziemlich geschäftstüchtig, diese Umoja-Frauen. Ich bin zwar nicht unbedingt begeistert davon, hier offenbar nur gegen Geld willkommen zu sein, aber da ich ohnehin vor hatte, den Frauen eine kleine Spende zukommen zu lassen, denke ich nicht weiter darüber nach. Wenn wir im Gegenzug dafür ab sofort nicht mehr wie klassische Touristen behandelt werden, können die kommenden Tage ja vielleicht wirklich noch spannend werden.

32 Frauen leben zurzeit in Umoja, erzählt Rebecca mir auf dem Weg ins Dorf. Einige sind in Umoja geboren und aufgewachsen, andere kamen von außerhalb. Wieder andere haben nur für eine Weile hier gelebt und das Dorf inzwischen wieder verlassen; manche, um ähnliche Dörfer zu gründen.

Jede, die bei ihnen Zuflucht sucht, werde aufgenommen, sagt Rebecca. Egal woher, egal welcher Stamm. „Wir haben im Moment zum Beispiel drei Frauen vom Stamm der Turkana da. Wir sind ein Dorf für alle Frauen, nicht nur für die Samburu. Wenn eine Frau mit einem Problem zu uns kommt, hei-

ßen wir sie willkommen und wenn sie wieder gehen möchte, kann sie wieder gehen, das ist ihre Entscheidung.“

Die meisten Frauen, die in Umoja leben, sind geflohen. Vor ihren Ehemännern, ihren Familien, vor einer frauenfeindlichen Gesellschaft, vor Gewalt. „Frauen gelten hier nicht viel“, sagt Rebecca. „Du bist ein Nichts und wirst auch nicht als Mensch behandelt. Stammestradiation steht oft über dem Gesetz. Junge Frauen werden noch immer zwangsverheiratet, verstümmelt und geschlagen. Deshalb haben wir das Dorf gegründet. Wir wollten uns und unseren Kindern ein neues Leben ermöglichen. Viele Frauen mussten wegen ihrer Probleme in ihrer Kultur sterben, wir haben einen Ort gesucht, an dem wir unsere Freiheit haben und man uns in Frieden lässt.“

Rebecca erinnert sich an die Anfangszeit. Wie die Frauen erstmals gemeinsam über die grauenhaften Dinge sprachen, die sie erlebt hatten, wie ihnen allmählich klar wurde, dass sie alle keine Einzelschicksale waren und wie ihr Zusammenhalt und ihr Selbstvertrauen mit jedem Tag größer wurden. Welch ein Triumph es für sie war, zum ersten Mal zum gemeinsamen Einkauf zurück nach Archers Post zu kommen und den Männern und ihren Beschimpfungen Paroli zu bieten.

Als sie davon erzählt, wie außer sich die Männer damals waren, weil die Frauen es allen Ernstes gewagt hatten, eine Ziege zu kaufen, zu schlachten und zu essen, wo doch das gute Fleisch der Stammestradiation nach eigentlich nur den Männern zusteht, muss sie fast lachen.

Lange Zeit wollten sich die Samburu-Männer nicht mit der Existenz des Frauendorfes abfinden. Ständig mussten die Frauen Anfeindungen, Drohungen, ja sogar Überfälle über sich ergehen lassen. Als die Männer irgendwann begriffen, dass sie ihre Macht über die Frauen verloren hatten und diese sich nicht mehr würden einschüchtern lassen, versuchten sie, sie von ihrem Land zu verjagen. Einem alten Samburu-Brauch entsprechend konnte man früher ein Grundstück einfach besetzen. Nach einer Art Gebrauchsrecht ging es damit in den Besitz über. Dies galt aber nur für Männer. Die Frauen hätten das Land nach Auffassung der Samburu also gar nicht besitzen dürfen. Offiziell galt aber inzwischen das kenianische Landrecht. Demnach durften die Frauen den Boden, auf dem ihr Dorf steht, sehr wohl besitzen, allerdings mussten sie ihn vorher noch bezahlen. Erst dann konnten sie sich als Eigentümer ins Grundbuch eintragen lassen. Fünf Jahre brauchten die Frauen bis sie den Kredit von 100.000 Schilling bei der Bank mühsam abgestottert hatten.

Kurz danach wurde es für Rebecca richtig gefährlich. Als sie eines Tages von einem Spaziergang zurückkommt, empfängt sie eine Gruppe aufgebrauchter Frauen am Dorfeingang. Rebeccas Ehemann sei gerade hier gewesen. Mit einem Gewehr. Er wolle sie von ihrem Land verjagen, denn das stünde ihm zu. Notfalls werde er sie erschießen. Nur auf Drängen ihrer

Freundinnen willigt Rebecca ein, Umoja für eine Weile zu verlassen und in Nairobi unterzutauchen. Ungefähr ein Jahr lang ist sie auf der Flucht. „Die Polizei hat mir nicht geholfen. Die waren auf der Seite von meinem Mann. Der Polizeibeamte hat gesagt, ich sei das Eigentum meines Mannes und wenn er mich erschießt, würden sie das als Familienstreitigkeit behandeln.“

Heute ist Rebecca geschieden. Auch das war ein Affront gegen die Stammeskultur. „Samburu-Frauen lassen sich eigentlich nicht scheiden“, sagt Rebecca. „Die Männer wollten mir das Ganze ausreden. Und sie sagten, dass ein Gerichtsurteil für sie sowieso nicht zähle. Das sei nur ein Blatt Papier und ich würde trotzdem nach wie vor meinem Mann gehören.“

Negative Beispiele dafür, wie stark die Tradition hier das Leben der Frauen bestimmt, gibt es viele: Zwangsehe, Genitalverstümmelung von Mädchen, all das sei hier nach wie vor an der Tagesordnung, klagt Rebecca. „Und genau dagegen wehren wir uns. Gegen diesen schlechten Teil unserer Kultur. Die negativen Seiten unserer Samburu-Tradition richten sich gegen die Frauen und diese Aspekte unserer Kultur wollen wir abschaffen. Frauen dürfen nicht mehr einfach getötet werden, Mädchen dürfen nicht mehr verstümmelt oder zur Heirat gezwungen werden. Frauen, die nicht beschnitten sind, darf man nicht mehr das ungeborene Baby töten. Gegen all das kämpfen wir.“

Und für die Bildung! Rebecca führt mich zu einer Baustelle auf dem Umoja Grundstück, etwas abseits der Hütten der Frauen. Mit der Unterstützung von Spendern entsteht hier eine dorfeigene Grundschule. In wenigen Monaten schon sollen Jungen und Mädchen aus Umoja und Umgebung dort unterrichtet werden. Der Rohbau steht. Drei große Klassenräume für jeweils etwa 30 Schüler, zwei Büroräume für die Schulleitung, sogar eine Art Lehrerzimmer gibt es. Zurzeit warte man nur noch auf die nächste Rate aus Deutschland, erzählt Rebecca. Dann könne der Unterricht bald losgehen. Rebecca kann es kaum erwarten: „Bildung steht bei mir immer an erster Stelle. Das ist meine Mission. Wenn wir also erst mal die Grundschule fertig haben, dann will ich als Nächstes eine High School. Und dann vielleicht irgendwann ein College.“ Sie lacht. Auch bei der Bildung geht es Rebecca natürlich besonders um die Mädchen. Um dafür zu werben, ziehen sie und die Frauen sogar manchmal zu Fuß über die Dörfer. Aber momentan fehlt das Geld. „Wenn wir die Familien besuchen, müssen wir immer auch etwas (zu essen) mitbringen. Wir kennen die Bedürfnisse der Familien. Natürlich machen wir das letztlich für sie, dass wir sie aufklären, aber die haben vor allem Hunger. Da hilft es, wenn wir etwas mitbringen und sie uns zuhören können, ohne über das Essen nachdenken zu müssen.“



Ob es manchmal schwierig sei, die Frauen davon zu überzeugen, dass auch die Mädchen ein Recht auf Schule haben, will ich wissen. „Ja, denn manche haben große Angst vor ihren Männern“, antwortet Rebecca. „Aber wir versuchen ihnen klarzumachen, wie wichtig Bildung ist. Sie ist der Schlüssel für alles. Nur durch Bildung können wir Dinge ändern. Wir sagen ihnen, dass wir uns selber helfen müssen anstatt darauf zu warten, dass irgendeiner kommt und uns unterstützt. Wir versuchen, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es ihre Welt verändern kann, wenn die Töchter zur Schule gehen.“

Offiziell ist zumindest die achtjährige Grundschulausbildung in Kenia kostenfrei, ein entsprechendes Regierungsprogramm wurde 2003 ins Leben gerufen. Seitdem sind die Schülerzahlen erkennbar gestiegen. Etwa Dreiviertel der kenianischen Mädchen und Jungen besuchen laut UNICEF eine Grundschule. Die Zahl derer, die auf die High School gehen, beträgt dagegen nur etwa fünfzig Prozent. Bei den Mädchen liegt sie sogar noch etwas darunter. Gerade in ländlichen Gegenden wie dem eher kargen Samburuland ist der Zugang zu Bildung oft schwer. Besonders für Mädchen. Erst gestern hat Rosslyn mir beim Rundgang durchs Dorf erzählt, dass sie sich die High School nicht leisten kann; außerdem ist es laut Rebecca inzwischen nur noch Jungen erlaubt, die High School hier in der Nähe zu besuchen.

Nach der Besichtigung der Schulbaustelle führt Rebecca mich wieder ins Dorf. Es ist kurz vor Mittag, die meisten Frauen sind damit beschäftigt, das Dach einer der Manyattas (Suaheli für „Heimstätte“), zu erneuern. Auf dem Boden im Schatten eines Baumes sitzt eine ältere Frau und bastelt an einem traditionellen Hochzeitsschmuck. In mühsamer Kleinarbeit werden die Fäden für die seltenen Perlen aus Palmwurzeln gewonnen, erklärt Rebecca. Sie sieht müde aus. Die letzten zwei Monate habe sie schlimme Kopfschmerzen gehabt, erzählt sie. Erst in den letzten paar Tagen sei es etwas besser geworden. Die Ärzte behandeln sie immer noch auf Malaria, aber mit Malariaanschüben kennt sie sich aus, die seien normalerweise nach ein paar Tagen vorbei. Eigentlich sollte sie sich ausruhen, aber dafür ist sie viel zu beschäftigt.

Ich begleite sie zur Vorschule, die die Umoja-Frauen vor ein paar Jahren gegründet haben. Nicht nur die Dorfkinder, auch die Jungs und Mädchen aus der Nachbarschaft lernen hier gegen einen kleinen Unkostenbeitrag Schreiben, Lesen, Rechnen, dazu Englisch und Suaheli. Auch die Samburu-Tradition soll Teil des Unterrichts sein. Ich frage Rebecca, wie sie es schaffen, die richtige Balance zu finden zwischen den Traditionen, die sie bewahren und den Veränderungen, die sie herbeiführen wollen. „Wir wollen, dass sie ihre Herkunft und Kultur nicht vergessen, aber wir erklären ihnen auch, dass nicht alles davon gut ist. Die guten und schönen Dinge versu-

chen wir aber zu bewahren, wie zum Beispiel in unserem Museum. Und wir bringen ihnen die alten Samburu-Lieder und Geschichten bei. Die meisten davon sind nicht aufgeschrieben, also ist es gut, dass die Kinder von uns erfahren, wie die Samburu gelebt haben, damit sie das später an ihre eigenen Kinder weitergeben können. Wenn sie mal jemand danach fragt, können sie über die Samburu und deren Kultur erzählen. Auch wenn die Kinder unserer Kinder später vielleicht mal in modernen Häusern wohnen, sollten sie zumindest noch wissen, wie man unsere klassischen Hütten baut. Sie sollten darin unsere positiven Zeremonien feiern und stolz auf ihre Herkunft sein können.“

Auf dem Schulhof knubbelt sich eine Gruppe Kinder in einer eigens für sie gebauten Mini-Manyatta. Sie spielen Familie. In der Mitte hockt die „Mutter“ und kocht Chapati aus Lehmteig. Nebenan spielt eine Gruppe Kinder ein Spiel, das mich an den deutschen „Plumpssack“ erinnert.

Dann ist Wasserpause. In Windeseile reihen sich die Jungs und Mädchen zu einer Schlange auf. Nacheinander bekommt jeder aus einem großen Eimer eine halbgefüllte Plastikschaale mit Wasser gereicht. Wasser, das die Frauen jeden Tag vom Fluss holen.

In einem der Klassenzimmer werden gerade englische Buchstaben geübt. Die Lehrerin trägt vor, die ganze Klasse wiederholt lautstark gemeinsam: B like Ball! C like Cup! D like Dog! Wenn die kenianischen Kinder in die Grundschule kommen, sollen sie schon Lesen, Rechnen und Schreiben können.

An einer Wand hängt das englische Alphabet, an einer anderen eine Tafel mit Suaheli-Silben. Auf dem Boden entdecke ich einen Haufen Steine, daneben jede Menge Kronkorken und Deckel von Plastikflaschen. Hilfsmittel beim Rechnen, Sortieren und Farbenlernen, erklärt Rebecca. Gleich vor dem Klassenraum gibt es sogar ein kleines Lern-Bett.

24 Kinder gehen zurzeit in die Vorschule von Umoja. Zehn Jungen, vierzehn Mädchen. Die Schulklasse verabschiedet uns mit einem Samburu-Lied, in dem sich Esel und Affen, Giraffen und Zebras und sicher noch allerlei andere Tiere begrüßen. Ein Beispiel für die schönen Seiten der Samburu-Kultur. „Die Samburu kommunizieren durch Lieder miteinander“, erklärt Rebecca. „Das ist zum Beispiel ein Weg, wie wir unsere alten Geschichten an Kinder und Enkel weitergeben.“

Als wir zurück ins Dorf kommen, wartet Evelyn Nkopita auf mich. Sie ist extra aus dem weiter nördlich gelegenen Maralal mehrere Stunden mit dem Bus hierher gefahren, um mich zu treffen. Evelyn ist ein Opfer der blutigen Stammeskonflikte zwischen Samburu und Turkana.

Tödliche Auseinandersetzungen zwischen den Angehörigen unterschiedlicher ethnischer Gruppen gibt es in Kenias Norden relativ oft. Bis vor ein paar Jahren konnte die Strecke ab Isiolo Richtung Äthiopien sogar nur in einem Konvoi befahren werden, zu groß war die Gefahr, in bewaffnete Stammeskongflikte zu geraten oder Opfer von Überfällen zu werden. Auch wenn sich die Sicherheitslage etwas verbessert hat, blutige Unruhen zwischen rivalisierenden Stämmen brechen immer wieder aus. Auslöser sind häufig Viehdiebstähle. Die benachbarten Völker rauben einander die Kühe und es kommt zu gegenseitigen Angriffen. Erst im Dezember hatte die kenianische Regierung nach wochenlangen Stammeskämpfen Truppen in vier Landkreise im Norden geschickt, um die Lage zu beruhigen.

Bei den Auseinandersetzungen wurden auch drei von Evelyns Brüdern und ihr Vater getötet. „Meine Leute wurden getötet und unser ganzes Hab und Gut dem Erdboden gleichgemacht. Wir hatten nichts mehr. Sie haben meinen Bruder umgebracht. Er hat immer meine Schulgebühren bezahlt.“

Von Umoja hatte Evelyn vorher noch nie gehört. Rebecca und ihre Mitstreiterinnen wurden auf sie aufmerksam, als sie für die betroffenen Regionen ein Fundraising veranstalteten. „Mein Cousin hat mir von den Frauen erzählt und mir gesagt dass ich mich bei ihnen um Hilfe bewerben soll. Also habe ich ihnen meine Geschichte aufgeschrieben. Ich bin dem lieben Gott unendlich dankbar, dass sie mich gefunden haben und mir helfen.“

Die Umoja-Frauen wollen Evelyn mit Hilfe von Spendengeldern die Ausbildung an einem Lehrer-College ermöglichen. Danach könnte sie Lehrerin an der neuen Schule von Umoja werden. „Ich würde gerne hier arbeiten“, sagt Evelyn. „Ich will endlich etwas tun. Nach dem Vorfall 2013 konnte ich gar nichts machen. Ich hatte nichts mehr. Kein Geld für die Schule, nichts. So eine Chance wie diese kommt nur ein einziges Mal im Leben. Ich bin bereit.“

19 Jahre ist Evelyn erst alt. Ihre Entschlossenheit und ihre Zuversicht beeindruckten mich. Nur ihr Blick verrät ein wenig von der Trauer und dem Schrecken, den sie erlebt haben muss. „Wir müssen selbst etwas dafür tun, wenn wir die Dinge verändern wollen. Ich wünsche mir eine gute Zukunft für mich und ich glaube, dass ich das schaffen kann. Ich möchte eine Lehrerin werden. Oder Pilotin, aber das würde wahrscheinlich doch ein bisschen zu schwer.“

Als Evelyn sich auf den Weg zurück zum Bus macht, gehe ich mit Rita wieder zu den Frauen. In der Nachmittagshitze haben sich die meisten in den Schatten ihrer Manyattas zurückgezogen. Als wir in die große Gemeinschaftshütte eintreten, ist diese bereits gut gefüllt. Die Frauen sitzen auf Plastiksäcken oder Fellen auf dem Boden und arbeiten an dem Schmuck,

den sie verkaufen. Zwischen ihnen spielen ein paar Kinder. Es dauert nicht lange und ich sitze ebenfalls im Staub, ein Stück Draht in der Hand und eine Schale voller Miniaturperlen auf dem Schoß. Die soll ich auffädeln. Stück für Stück reihe ich die winzigen Dinger aneinander. Fast hat es etwas Meditatives. Erst recht, als um mich herum eine Frau nach der anderen zu singen beginnt. Erst leise und für sich, doch mit der Zeit finden sich die einzelnen Stimmen zu einem Chor zusammen. „Nasjojo!“ Jane ruft nach mir. Den Namen „Nasjojo – Die, die schnell lernt“, hat sie mir erst vor ein paar Minuten verpasst. In ein paar weiteren Minuten könnte ich diesen Namen aber auch schon wieder verlieren, denn Jane verlangt, dass ich ihr nachsinge. Und zwar jede einzelne Strophe eines alten Samburu-Liedes. Natürlich in der Sprache der Samburu. Eine geschlagene halbe Stunde lang versuche ich, die Akustik-Hieroglyphen, die sie mir vorgibt, irgendwie so aus meinem Mund zu pressen, dass ich den Anforderungen meiner strengen Lehrerin einigermaßen genüge und die übrigen Frauen nicht mehr ganz so frenetisch lachen über meine Aussprache. Trotzdem fühle ich mich irgendwie geehrt, dass die Frauen mich inzwischen sogar in ihr traditionelles Liedgut einführen. Mit ein paar Brocken Englisch und viel Hand und Fuß versucht Jane mir anschließend auch zu erklären, was ich da eigentlich gesungen habe. Es geht um eine junge hübsche Samburufrau, die Tag für Tag von den Männern der Umgebung hofiert wird. Jeden Einzelnen schickt sie weg bis eines Tages ein besonders hübscher Mann das junge Mädchen verzaubert. „Den will ich! Ihn werde ich heiraten!“, erklärt sie der Mutter und geht mit ihm fort. Was sie nicht weiß: Es ist ein böser Vogel, der die Gestalt eines Menschen annehmen kann. Er steigt mit ihr auf einen hohen Baum und zeigt ihr von dort oben all das, was sie aufgegeben und zurückgelassen hat. Dann plötzlich gibt er sich zu erkennen und endet mit den Worten: „Jetzt werde ich Dich auffressen.“ So ungefähr jedenfalls hat Rebecca mir das hinterher noch mal erklärt.

Als wir am nächsten Tag wiederkommen und mit den Frauen weiter Schmuck produzieren, sind die Damen nach wenigen Minuten plötzlich verschwunden. Rita und ich bleiben alleine mit den Kindern zurück und schneiden mit ihnen Grimassen. Nur wenige Augenblicke später wird uns klar, was los ist. Am Dorfeingang ertönt Gesang. Drei amerikanische Touristen sind zu Besuch, die prompt jedes meiner Vorurteile erfüllen. Mit laufender Kamera trotten die drei Männer hinter Rosslyn her durch das Dorf. Am Verkaufsstand gehen kurz darauf die Preisverhandlungen los: „1.000 Shilling?! I’ll give you 500!“ 500?! Offenbar hat der gute dicke Mann keine Ahnung, wie viel Arbeit in jedem einzelnen Schmuckstück steckt. Alleine für zwei läppische Reihen einer traditionellen Kopfbedeckung habe ich an

diesem Nachmittag über eine Stunde gebraucht. Für das komplette Perlen-Schmuckstück brauchen die Frauen im Durchschnitt einen ganzen Monat.

Nachdem die Touristen gegangen sind, arbeiten wir gemeinsam weiter. Eine der Frauen namens Lucy schenkt mir ein paar Ohringe. Da ich keine Ohrlöcher habe, fürchte ich für einen kurzen Moment, sie könne auf die Idee kommen, mir direkt an Ort und Stelle welche zu verpassen. Auch Rosslyn ist inzwischen wieder zurück. Jane erzählt mir stolz, dass sie am Nachmittag für ihre Enkel Schuhe kaufen fährt. Und dass sie heute für alle Fleisch kaufen können, dank der Spende, die ich ihnen gegeben habe. Dann erzählt sie mir von ihrer Tochter. Sie wird dieses Jahr als erste Frau von Umoja ihren College-Abschluss machen. Finanziert haben das die Frauen mit ihrem Schmuck. Nach der Ausbildung soll sie im Camp von Umoja einen Vollzeit-Job als Managerin bekommen, damit die anderen Mädchen sehen, dass Bildung sich auszahlt und auch sie später einen richtigen Arbeitsplatz bekommen können.

Bevor wir gehen, fragt mich eine der Frauen noch, wo ich eigentlich herkomme. „Aus Deutschland“, antworte ich. „Nein falsch“, übersetzt Rosslyn. In Zukunft solle ich auf diese Frage unbedingt antworten: Nasjojo kommt aus Umoja!

Am Abend ist Rebeccas Sohn zu Besuch. Er hilft der Mutter manchmal beim Management vom Camp, außerdem kümmert er sich um die Internetseite der Frauengruppe. Dass die Söhne der ersten Generation der Umoja-Frauen inzwischen erwachsen sind, macht es für Rebecca und ihre Freundinnen etwas leichter. Zwar seien die Männer in der Nachbarschaft immer noch nicht besonders gut auf sie zu sprechen und ab und an bereitet auch ihr Ex-Mann ihr noch Probleme, aber seit die Söhne groß sind, fühlen sich die Frauen sicherer. „Die stellen sich jetzt auch mal gegen ihre Väter, wenn die uns angreifen wollen und sagen ihnen, dass sie aufhören sollen ihre Mütter zu drangsalieren. Wir sind sehr stolz auf unsere Jungs.“

Eines kam für Rebecca jedenfalls nie in Frage. „Aufgeben und zurück zu meinem Mann? Daran habe ich keine Sekunde gedacht. Egal, was für Probleme ich hatte. Ich habe das alles nicht wegen ihm gemacht. Das kam aus meinem Herzen. Das kann keiner ändern. Wenn er mich umbringt, dann ist es vielleicht mein Schicksal, so zu sterben, aber ich habe keine Angst mehr vor ihm.“

Irgendwann, wenn ein paar von den Mädchen eine Ausbildung abgeschlossen haben und zurückkommen, um zu helfen, will Rebecca sich endlich zur Ruhe setzen und das Zepter an die Töchter von Umoja weiter reichen. „Wir haben unsere Mädchen dazu erzogen, für ihre Rechte einzutreten. Und wenn sie das irgendwann für uns weiterführen, macht uns das sehr glücklich. Dann können wir uns ausruhen. Wir sind ja schließlich auch nicht mehr die Jüngs-

ten.“ Bis es soweit ist, wird sich Rebecca aber sicherlich noch mit dem einen oder anderen Mann anlegen.

## 5.2. Maendeleo bedeutet Fortschritt – Die Diani Maendeleo Academy

Sie haben sich nie kennengelernt, sie kommen aus zwei völlig unterschiedlichen Welten und in Kenia trennen sie mindestens 800 Kilometer voneinander. Dennoch liegen Rebecca Lolosoli und Inge Langefeld in einem Punkt ganz nah beieinander: Beide haben den Kampf für die Bildung von kenianischen Mädchen und jungen Frauen zu einer ihrer Lebensaufgaben gemacht.

Vom Norden des Landes bin ich mittlerweile tief in den Süden an Kenias Küste gereist. In den Teil von Kenia, der eher islamisch geprägt ist. Auch hier erschweren patriarchische Strukturen und veraltete Traditionen vielen Frauen noch immer das Leben; auch hier verhindert große Armut in vielen Familien und im Zweifel zuerst den Mädchen die Chance auf eine bessere Zukunft. Denn wo das Geld nicht reicht, alle Kinder zur Schule zu schicken, bleiben in der Regel zuerst die Töchter auf der Strecke. „Wir haben hier immer noch eine Situation, dass die Ausbildung von Mädchen in den Familien und auch in der kenianischen Gesellschaft als nicht wertvoll eingeschätzt wird“, sagt Inge Langefeld. „Ich habe gemerkt, dass in Kenia speziell die Förderung von Mädchen notwendig ist und dass es gerade im Schulbereich hier Schwierigkeiten gibt, also dachte ich, ich sollte hier konkret was tun.“

Das war vor 18 Jahren. 2004 eröffnete die ehemalige Mitarbeiterin eines Gesundheitsamtes aus dem Ruhrgebiet die „Diani Maendeleo Academy“, eine High School speziell für Mädchen und noch dazu – Sponsoren und Paten aus Deutschland sei Dank – eine einmalige Chance für die Mädchen hier in der Gegend, deren kinderreiche Familien sich eine weiterführende Schule für ihre Töchter meist nicht leisten können.

18.000 kenianische Schilling, umgerechnet rund 150 Euro, kostet das Schuljahr an Langefelds Schule pro Schülerin. Im Vergleich zu den meisten anderen privaten und auch öffentlichen Schulen ist das zwar günstig, dennoch sind fast alle Schülerinnen hier auf die Hilfe der Sponsoren angewiesen. Nur gerade mal bei jedem siebten Mädchen, das in diesem Jahr in die Eingangsklasse aufgenommen wurde, seien die Eltern in der Lage, die Kosten für Uniform, Schulgeld, Bücher etc. zu zahlen, erzählt Langefeld.

Die Suche nach Sponsoren für ihre Schülerinnen ist nicht leicht, zumal die jungen Erwachsenen, die auf die Hilfe aus dem Ausland angewiesen sind, nicht mehr so recht ins klassische Werbekonzept der Entwicklungshelfer passen mögen. Langefeld beschreibt das Problem bewusst provokativ: „Nehmen Sie das mal in Anführungsstrichen: „Viele Leute sind gewillt,

nette kleine Negerkinder mit großen braunen Augen zu unterstützen. ‘ Wir haben hier aber Jugendliche, die passen nicht mehr in das Bild.‘ Selbst einige Institutionen, die früher zu den Geldgebern gehörten, haben inzwischen die Vorgabe, ihre Entwicklungsgelder nur noch in die Grundschulbildung zu stecken, klagt Langefeld. Sie hält das für einen Rückschritt in der Entwicklungshilfe. Selbst Mädchen mit besten Noten und folglich prinzipiell guten Voraussetzungen für eine erfolgreiche schulische Weiterbildung bleibt so nach Abschluss der Grundschule die Chance auf eine bessere berufliche Karriere verwehrt. Denn fast alle anspruchsvolleren Berufe setzen einen Secondary-Abschluss voraus.

Neben dem Geld fehlt in vielen traditionell geprägten Familien auf dem Land aber eben auch der Wille, der Tochter eine weiterführende Schule zu ermöglichen. Langefeld kennt das Problem. „Es ist ganz oft so, dass nur die Hälfte der Familie daran interessiert ist, die Mädchen zur Schule zu schicken. Manchmal sind die Väter daran interessiert, die Mütter hingegen haben kein Interesse, da eine Schulausbildung für die Mädchen im Umkehrschluss bedeutet, dass die Tochter zuhause im Haushalt nicht hilft.“

„Maendeleo“ heißt auf Suaheli Fortschritt. Die Verbindung von traditionellen Wurzeln und Weiterentwicklung. Es ist ein mühsamer Kampf, aber Schritt für Schritt trägt die Überzeugungsarbeit von Inge Langefeld allmählich Früchte. Sie erzählt mir von ihrer Fiona. Die beiden sind Freundinnen, obwohl Fiona kein Englisch spricht und Langefeld kein Kisuaheli. Fionas Ehemann kommt aus einem Stamm, der ursprünglich nicht viel Interesse an der Schulbildung für Mädchen hat. Seine Begeisterung darüber, die Stieftochter zur Schule zu schicken hielt sich in Grenzen. Trotzdem ist das Mädchen nun Schülerin an der Diani Maendeleo Academy.

Auch Rashid, einer der Arbeiter auf dem Grundstück der Schule, hat erkannt, wie wichtig Weiterbildung für Mädchen ist. Er selbst hat keinen Secondary-Abschluss, spricht auch kein Englisch. Irgendwann brachte er plötzlich seine Schwester, wollte dass sie hier zur Schule geht. Eigentlich reichten Bintis Leistungen für die Aufnahme nicht aus, allein das große Interesse und ihr unbedingter Wille zu lernen, überzeugte Inge Langefeld, dem Mädchen eine Chance an ihrer Schule zu geben.

Rashid hat inzwischen sogar vor Gericht erstritten, dass er die Kinder seiner Ex-Frauen unter seine Obhut nehmen kann, um sie zur Schule zu schicken. „Das zeigt mir, dass etwas ankommt bei der Bevölkerung“, sagt Langefeld. „Die Dinge bewegen sich aus meiner Sicht allerdings auf einem sehr niedrigen bzw. auch auf einem seltsamen Niveau. Ich glaube im Endeffekt nicht, dass Rashid wusste, was er da tat, da er sich in einer Lebenssituation befindet, in der ihm sowieso keine großen finanziellen Mittel zur Verfügung

stehen und ihn die Kosten für Schulbildung seiner Kinder weiter belasten werden, aber nun gut.“

Einmal, so erzählt die Schulleiterin, waren sie kurz davor, ein Mädchen von der Schule zu schicken. Die Leistungen waren einfach zu schlecht und die Schulgeldrückstände wurden immer größer. Aber das Mädchen hat gekämpft; so lange, bis es eigenständig genug Geld zusammengesammelt hatte und mit Ach und Krach die Schule mit einer 4- abschloss. Wie sie das geschafft hat, ist Inge Langefeld bis heute ein Rätsel. Auch wenn die junge Frau mit dieser Note nicht viel anfangen können, die Schulleiterin denkt langfristiger: „Irgendwann hat sie selbst einmal Kinder und diese junge Frau hat begriffen, wie wichtig Schulbildung ist. Auf diese Art und Weise wird die Frau, denke ich, dazu beitragen, dass ihre eigenen Kinder eine andere Startmöglichkeit vorfinden.“

Eines sei aber doch ein bisschen paradox: Obwohl manche ihrer Mädchen so energisch dafür kämpfen mussten, die Schule besuchen zu dürfen, lässt ihre Motivation im Schulalltag mitunter rapide nach. Die meisten Mädchen, so Langefeld, müsse man sehr stark antreiben: „Wenn sie zum Beispiel nach Mombasa gehen in die „Aga Khan High School“ dann haben sie da ein ganz anderes Klientel. Die sind sehr viel mehr self-motivated. Hier ist es so: Ich komm hier hin, ich will unbedingt lernen, ich falle halb auf die Knie, dass die mich aufnehmen und mich sponsern, und wenn ich dann einmal da bin, dann vergesse ich alles, was ich vorher versprochen habe. Das ist leider so.“

Im Vergleich zu manch anderer Schule in der Region wird an der Diani Maendeleo Academy aber sehr viel Wert auf die bisweilen strengen Regeln gelegt. Langefeld will schließlich, dass ihre Schülerinnen am Ende im Idealfall auch einen guten Abschluss in der Tasche haben. Die eine oder andere Schülerin versucht deshalb ihr Glück lieber an einer anderen Schule.

Die hohe Abbrecherquote, mit der im Übrigen auch andere Schulen in der Region zu kämpfen haben, hat allerdings zum Teil ebenfalls kulturelle Gründe: „Wir verlieren Schülerinnen an ihre Freunde, weil das natürlich auch viel einfacher ist, in dem Moment zu sagen ‚Och ich heirate, was soll ich mich hier rumstreiten?‘,

Andererseits ist die Schule für die Mehrzahl der Mädchen sogar die Gelegenheit, einer frühen Hochzeit zu entfliehen. Ohne die Academy, glaubt Langefeld, wären die meisten wohl jetzt schon Ehefrauen.

Offiziell verbietet Kenias neuer „Marriage Bill“ die Hochzeit unter 18 zwar. Die Statistik gibt Langefeld aber dennoch Recht: Der Länder-Report für Kenia von Plan International aus dem Jahr 2012 kommt zu dem Ergebnis, dass in acht untersuchten, ländlich geprägten, ärmeren Regierungsbezirken – unter ihnen auch der Kwale-District, in dem die Maendeleo-Schule liegt – 43,3 Prozent der Mädchen bereits mit unter 18 Jahren verheiratet wa-



ren. Die Gründe für die verfrühte Hochzeit sind laut der Untersuchung sowohl kultureller als auch wirtschaftlicher und religiöser Natur. Einige besonders arme Eltern gaben an, dass die Töchter für sie entweder eine finanzielle Last seien, die es schnell loszuwerden gilt, oder aber eine Art Wirtschaftsgut zum Eintauschen gegen Waren, Geld oder Vieh. Manche Mädchen flöhen auch vor harten Eltern oder weil sie Waisen seien in eine Ehe, so die Untersuchung von Plan.

Samuel Musyoki, Direktor von Plan Kenia, glaubt, dass eine „Verbesserung des Bildungszugangs für Mädchen und Jungs“ und die „Reduzierung der Bildungskluft zwischen den Geschlechtern“ ein wichtiges Werkzeug sind, um die Heirat von Minderjährigen künftig zu verhindern.

Inge Langefeld trägt mit der Diani Maendeleo Academy ihren Teil dazu bei. Die Schule soll in diesem Jahr sogar erweitert werden. Ein Internat ist geplant, das bis zu 100 Schülerinnen aus entfernteren Gegenden aufnehmen kann. Damit käme Inge Langefeld auch ihrem großen Ziel ein Stück näher, die Qualität der Abschlüsse zu verbessern. Denn die meisten ihrer Schülerinnen kommen nach einem 11-Stunden-Schultag – den langen Schulweg nicht mitgerechnet – abends nach Hause in eine kleine Hütte ohne Strom und Privatsphäre vor den vielen Familienmitgliedern. Wohl kaum die optimalen Bedingungen, um für die Schule zu lernen.

## 6. Vom Abschaum zum Vorbild – Töchter von Armutsprostituierten

Dass sie einmal auf die High-School, das College oder sogar die Universität gehen würden, davon hätten Lilian, Mary, Sami und die anderen jungen Frauen, die mir gegenüber sitzen, vor einigen Jahren nicht einmal zu träumen gewagt. Damals waren sie ganz unten. Abschaum in den Augen der Gesellschaft, ein Fußabtreter sogar für die eigene Mutter. Lilian, Mary, Samy und die anderen sind Töchter von Armutsprostituierten. „Totos ya Malaya“, die Kinder einer Hure.

„Meine Mutter hat immer Männer nach Hause gebracht. Und da gab es einen, der hat es auch bei mir versucht. Wenn meine Mutter im Pub gearbeitet hat, waren wir alleine mit diesem Mann. Ich war etwa 12 damals. Zweimal hat er versucht, mich zu vergewaltigen. Meine Mutter wollte davon nichts hören: ‚Erzähl das bloß nicht rum‘, hat sie gesagt. Also hab ich den Mund gehalten, aus Angst, meine Mutter würde mich bestrafen.“

Seit sie hier ist, hat Sami kaum ein Wort gesagt. Die meiste Zeit lauscht sie und nickt gelegentlich zu dem, was Lilian und Mary mir erzählen. Erst, als ich fast schon gehen möchte, scheint es ihr plötzlich ein Bedürfnis, ebenfalls mit mir zu sprechen. „Weißt Du, es gibt so viele Männer, die Mädchen

wie uns ausnutzen. Sie können Dich vergewaltigen, sie können alles mit Dir machen. Denn sie wissen, dass Deine Mutter sich nicht verteidigen kann. Du hast niemanden, der für dich kämpft. Aber jetzt kann ich mich selbst verteidigen. Das haben wir alle hier gelernt.“

Die sechs jungen Frauen zwischen 22 und 25 Jahren, die mir in dem kleinen Büro auf einem Schulgelände am Stadtrand von Mombasa ihre Geschichte erzählen, verdanken ihr Selbstbewusstsein und ihr neues Leben Agnes Mailu von der Organisation SOLGIDI (Solidarity with Girls in Distress). Seit fast zwölf Jahren kümmert sie sich um die Kinder von Armutspromituierten. „Töchter von Sex-Arbeiterinnen tragen die größte Last in der Familie“, sagt sie. „Den Mädchen fehlt es am Nötigsten: Essen, ein Dach über dem Kopf, Sicherheit. Die meisten bekommen noch nicht einmal die Liebe ihrer Mutter. Im Gegenteil: Die Mütter sind frustriert und von der Liebe enttäuscht. Das lassen sie an den Kindern aus, indem sie sie schlagen, missbrauchen oder einfach wegschicken. Sie können nicht für sie sorgen.“

Von der Gesellschaft können die Mädchen keine Hilfe erwarten. Die Leute übertragen das Verhalten der Mutter auf die Töchter und machen sie zu Außenseitern. Stigmatisiert, vernachlässigt und verachtet. Die 24-jährige Mary erinnert sich genau, wie sie als Kind immer beschimpft wurde: „Sie haben mich beleidigt, mich eine ‚Toto ya Malaya‘ genannt. Damit wollten sie klarstellen, dass ich nicht dazu gehöre.“

Behandelt zu werden, als hätten sie gar keine Mutter, als seien sie Kinder zweiter Klasse, das ist das Schicksal von allen Mädchen, mit denen Agnes Mailu bei SOLGIDI zusammenarbeitet. „Die werden gar nicht erst als Menschen mit normalen Bedürfnissen wahrgenommen“, klagt die Leiterin, „sondern einzig als Problem für die Gesellschaft.“ Viel zu schnell müssen die jungen Mädchen erwachsen werden und um ihr Überleben kämpfen. Dabei werden viele in irgendwelche dubiosen Geschäfte reingezogen, erzählt Agnes: „Das kann Drogenhandel sein, das können aber auch sexuelle Aktivitäten sein. Sie sind noch so jung, aber sie haben ja keinen Schutz, niemanden, der sie an die Hand nimmt. Und die Gesellschaft denkt, sie könnte einfach über diese Kinder verfügen.“

30.000 Kinder am Tag. So viele, schätzt eine Studie von 2012 des „Ministry of Gender, Children’s Affairs and Social Development“ und der NGO „Eradicate Child Prostitution in Kenya“ werden in der kenianischen Sexindustrie ausgebeutet. UNICEF geht im selben Jahr davon aus, dass sich allein in den Küstenregionen Kenias 10-15.000 Kinder prostituieren.

Lilian, Mary und Sami ist dieses Schicksal erspart geblieben. „Mein Leben hat sich komplett geändert“, erzählt Lilian, „Ich habe hier eine neue Chance bekommen. Ich habe mich hier erst richtig selbst kennengelernt, bin

selbstbewusst und unabhängig geworden.“ Das Ergebnis langjähriger Arbeit von Agnes Mailu und ihren Kollegen.

„Wir machen ihnen klar, dass auch ihr Leben einen Sinn hat und dass dieser nicht darin besteht, den Weg ihrer Mütter einzuschlagen. Wir geben ihnen Raum, sich zu entfalten. Sie lernen bei uns, dass auch sie ein produktives Mitglied der Gesellschaft werden und Dinge verändern können“, erklärt Agnes. Ihre Augen strahlen und ich stelle mir vor, wie die Überzeugungskraft, die in ihnen funktelt, auch den Mädchen neue Hoffnung gibt.

SOLGIDI betreut die Mädchen psychologisch in Einzel- und Gruppentherapien, sie gehen in die Gemeinden, um dabei zu helfen, die Mädchen wieder in die Gesellschaft zu integrieren und sie sorgen dafür, dass die jungen Frauen eine gute Ausbildung bekommen. Sie helfen bei der Suche nach der richtigen Schule, sprechen mit den Lehrern und zahlen bei Bedarf die Kosten für Schulgeld, Uniform, Bücher, Hefte und Busfahrten.

Etwa 100.000 Schilling kostet SOLGIDI die High-School-Ausbildung an einem Internat pro Schülerin pro Jahr. Mit 25 Mädchen ist das Programm 2002 gestartet, seither haben mehr als 500 junge Frauen dank der Hilfe von Agnes und ihren Kolleginnen den High School Abschluss gemacht. Einige schaffen es sogar bis an die Universität.

Auch Mary hat studiert und weiß inzwischen endlich, was es heißt, von der Gesellschaft geachtet und sogar bewundert zu werden: „Ich bin jetzt gebildet und ich bin vorzeigbar. Uns werden sogar Führungspositionen in unserer Community angeboten. Man schätzt uns. Und wir sind plötzlich Vorbilder. Die Leute sehen, dass jemand wie ich es bis zur Uni geschafft hat und dadurch bin ich jetzt ein gutes Beispiel für die Kinder.“ Genau wie Lilian. Sie studiert mittlerweile „Community Development and Social Work“. Sie will etwas zurückgeben und später einmal Mädchen helfen, denen es ähnlich ergeht wie ihr damals. Denn auch, wenn sie selbst mittlerweile akzeptiert werden, haben beide junge Frauen das Gefühl, dass die Leute in ihrer Gemeinde noch immer herabschauen auf die Kinder von Prostituierten, die noch nicht so viel erreicht haben wie Lilian und Mary.

Am Nachmittag lerne ich auch zwei Mütter der SOLGIDI-Mädchen kennen. Auch ihnen hat Agnes Mailu geholfen. Pamela Aching und Zainab Nguma hatte die wirtschaftliche Not vor Jahren in die Prostitution getrieben.

Pamela kämpft mit den Tränen, als sie mir ihre Geschichte erzählt. Ihre Mimik reflektiert die aufgewühlten Gefühle. Wenn Agnes nicht gewesen wäre, glaubt sie, wäre sie heute nicht mehr am Leben, wahrscheinlich hätte sie sich längst zu Tode gesoffen. Von jetzt auf gleich hatte sich vor einigen Jahren der Mann von ihr getrennt und sie mit den drei Kindern – acht, vierzehn und sechzehn Jahre alt – alleine gelassen. Das Grundstück hatte er

vorher verkauft, Pamela stand vor dem Nichts. Die Verzweiflung trieb sie in den Alkohol und sie begann, als Bardame zu arbeiten. Den eigenen Schmerz über ihren Verlust und ihre Prostitution übertrug sie auf die Kinder: „Ich habe meine Kinder geschlagen. Meinen ganzen Frust habe ich an ihnen ausgelassen“, sagt sie heute.

Erst mit Agnes' Hilfe lernte sie wieder, was es bedeutet, eine Mutter zu sein und fasste den Mut, ihr Leben umzukrempeln. „Ich habe heute ein kleines Altkleidergeschäft, mit dem ich mich über Wasser halten kann. Und vor allem hat sich mein Verhältnis zu den Kindern verbessert. Ich habe sogar meine vierjährige Nichte bei mir aufgenommen als meine Schwester starb.“ Die Trauer in Pamelas Gesicht ist jetzt dem Stolz gewichen.

Den empfindet auch Zainab. Die heute 52-Jährige, ebenfalls alleinerziehende Mutter hatte sich früher für ein paar Schilling und manchmal auch nur für etwas zu essen oder ein Kleidungsstück regelmäßig an Männer verkauft. So etwas wie Liebe für ihre zwei Kinder kannte sie damals nicht. Dank SOLGIDI hat sie sich geändert. Sie hat gelernt, ihre Launen in den Griff zu bekommen und ihre Kinder zu verstehen. Und sie hat aufgehört mit der Sex-Arbeit. Heute hat sie nur noch einen Partner. Nicht wegen des Geldes, sondern weil er sie respektiert und ihr Geborgenheit gibt. „Ich bin jetzt endlich eine Frau“, sagt sie. „Früher war ich eine Toilette, die jeder benutzen konnte, wenn er nur Geld hatte. Das ist jetzt anders. Jetzt bin ich eine Madame.“

„Wir können den Frauen nicht vorschreiben, wie sie ihr Leben zu leben haben“, sagt Agnes Mailu. „Unser Ziel ist es, dass sie selbst realisieren, was sie ihren Kindern damit antun. Indem wir Mütter und Töchter stärken, können beide sich im Idealfall sogar gegenseitig helfen.“ Lilian sieht das genauso. Vier oder fünf Jahre sind vergangen, seit ihre Mutter eine Sex-Arbeiterin war. Schlecht habe sie sie behandelt damals. Lilian flüstert fast, als sie das sagt. Heute sei die Beziehung zur Mutter sehr viel besser. „Mir hat es sehr geholfen, dass alle Töchter und Mütter sich gemeinsam austauschen können.“ Die Gruppengespräche gaben beiden Seiten die Chance, das zur Sprache zu bringen, was sie sich zuhause alleine nie getraut hätten. Und ein bisschen kann Lilian ihre Mutter heute sogar verstehen: „In der Therapie kommt ein Punkt, wo Du Dich selbst als Mutter betrachten sollst. Was hättest Du gemacht? Ich habe verstanden, was sie dazu getrieben hat, all diese Dinge zu tun.“ Und irgendwann kam der Moment, sagt sie, wo sie sich sogar das Herz fassen konnte, ihrer Mutter zu verzeihen.

## 7. Kenias junge Mütter – Young Mothers Kenya (YMK)

„Hier in unseren Bandas bringen wir immer zwei Mädchen gemeinsam unter. Wir wollen, dass sie sich gegenseitig helfen und aufeinander aufpassen. Vor allem nachts muss jemand da sein. Sie könnten ja jederzeit Wehen kriegen.“

Salama hat sich den Vormittag extra freigenommen, um mir die Arbeit und das Areal von „Young Mothers Kenya (YMK)“ zu zeigen, einer NGO die minderjährigen schwangeren Mädchen und ihren neugeborenen Kindern ein Zuhause gibt. Vor uns liegen zehn kleine Hütten im Suaheli-Baustil, angeordnet wie in einem kleinen Dorf. Vor einem etwas größeren Gebäude links spielen ein paar Kleinkinder...

Ich bin auf der letzten Station meines Abstechers an die Küste. 40 Kilometer südlich von Mombasa liegt die Touristenhochburg Diani, nicht zuletzt bekannt aus dem Ulrich-Seidl-Film „Paradies Liebe“, in dem österreichische Touristinnen sich als sogenannte „Sugar Mommies“ einen jungen Kenianer anlachen und sich dabei selbst weismachen wollen, die große Liebe gefunden zu haben. Ein Kinofilm zwar, aber für genau diese Art des Sex-Tourismus ist Diani leider hinlänglich bekannt.

Wer an der Kreuzung in Ukunda, dem einheimischen Gegenstück zu Diani auf der anderen Seite der Küstenstraße zwischen Mombasa und der tansanischen Grenze, abbiegt Richtung Meer, befindet sich plötzlich in einer völlig anderen Welt. Wo sich eben noch Dutzende kleiner Geschäfte, Marktstände und Straßenhändler zwischen meterhohen Müllbergen und Hunderten von Menschen auf und an der Straße gedrängt haben, reiht sich jetzt ein nobles Einkaufszentrum, ein Souvenir- oder Safarishop an den anderen. Und je näher das Meer kommt, desto größer und luxuriöser werden die abgezäunten Ferien-Ressorts. „Das hier, das ist sozusagen Europa“, erklärt Henry, mein Fahrer, mit dem ich mich in den anderthalb Wochen an der Küste befreundet habe. Das hier, denke ich, das ist das Kenia aus dem Urlaubskatalog. Das wahrgewordene Klischee. Während meiner gesamten Reise habe ich nirgendwo so viele Weiße auf einem Fleck gesehen. Richtig, auch einige unförmige, ältere weiße Frauen und Männer mit hübschen, jungen schwarzen Partnern sind dabei.

Ein gutes Stück abseits der Küstenstraße und der großen Hotels liegt das Areal von Young Mothers Kenya. Als sich die eisernen Sicherheitstore hinter mir schließen, huscht ein Lächeln über mein Gesicht. Das hier ist wieder das authentische kenianische Leben.

Salama zeigt mir eine der Bandas von innen. Der runde Raum ist vielleicht acht Quadratmeter groß und außer den zwei ordentlich gemachten

Betten und einem Regal an der Wand fast leer. Ein einsames Kinderspielzeug und ein Koffer liegen herum „Den hat das Mädchen sich selbst gekauft. Runter gehandelt von 2.500 auf 1.500 Schilling“, erklärt Salama. „Die Mädchen bekommen von uns ein Taschengeld damit sie den Umgang mit Geld lernen. Aber auch, um ihnen das Gefühl zu ermöglichen, etwas Eigenes zu besitzen. Sie glauben gar nicht wie stolz dieses 16-jährige Mädchen war, als es den Verkäufer überzeugt hatte.“ Salamas Augen leuchten, der Stolz auf das Mädchen spiegelt sich darin.

YMK rettet Kinder. Kinder, die viel zu jung eigene Kinder kriegen. „Wenn es uns nicht gäbe“, wird mir Leiterin Liz später erzählen, „dann wären die meisten der Mädchen und ihre Babys wohl schon unter der Erde. Und die, die nicht beim Versuch einer Abtreibung durch traditionelle Methoden oder an deren Folgen sterben, hätten vermutlich ein grausames Leben.“ Weit mehr als die Hälfte der jungen Frauen, die sie aufgenommen haben, hat zuvor versucht, das Baby abzutreiben. Einer misslang das glücklicherweise gleich dreimal hintereinander. Die Drogen, die sie damals nahm, haben bei ihrem Kind jedoch bleibende Schäden hinterlassen.

44 jungen Mädchen hat Young Mothers seit 2011 geholfen. 36 gesunde Babys wurden geboren. Die Mädchen bekommen hier Gruppen- und Einzeltherapien, sie lernen, wie sie ihre Kinder versorgen und eine Beziehung zu ihnen aufbauen und sie bekommen jede Menge Unterricht. In klassischen Fächern wie Mathe oder Englisch, aber vor allem auch darin, ihr Leben zu meistern. Sie lernen, mit ihren Emotionen umgehen zu können, wie man Probleme löst oder auch wie man Entscheidungen trifft. Zudem werden Kommunikationsfähigkeiten und Kreativität gefördert. Eine Chance, von der die meisten schwangeren Kinder in Kenia nur träumen können.

Nach Angaben der Weltbank von 2011 ist knapp jede zehnte Kenianerin zwischen 15 und 19 Jahren entweder schwanger oder bereits Mutter. 2008 ergab eine Untersuchung des „Center for the Study of Adolescence“, dass jedes Jahr zwischen zehn und dreizehn Tausend kenianische Mädchen wegen Schwangerschaft die Schule abbrechen. Zwar garantiert das Gesetz den Mädchen das Recht, die Schule bis nach der Geburt fortzusetzen, in der Praxis haben viele NGOs aber die Erfahrung gemacht, dass die Schulleiter dieses Recht nicht respektieren. Stattdessen werden die Mädchen von der Schule geworfen oder an eine andere versetzt.

Voraussetzung für die Aufnahme im YMK-Dorf ist, dass die Mädchen tatsächlich noch schwanger sind, wenn sie ankommen. Und unter 18 müssen sie noch sein, das ist eine Gesetzesvorgabe.

Fast alle jungen Mütter hier haben Schlimmes durchgemacht. Die allerwenigsten sind aus Liebe geschwängert worden. „Wir haben so viele Fälle hier“, sagt Salama, „komische Fälle, die du lieber gar nicht genau wissen willst.“ Meist geht es um Vergewaltigungen, um Missbrauch, um frühe Zwangsheirat. Sogar ein Fall von Mädchenhandel ist dabei.

Aisha lebt seit zwei Jahren bei den Young Mothers. Ihre kleine Tochter ist 20 Monate alt. Das Mädchen ist schüchtern und wirkt etwas verschämt. Persönlich will sie mit mir nicht über ihre Vergangenheit reden, erst von der Leiterin erfahre ich später einen Teil ihrer traurigen Geschichte. Sowohl Aisha als auch ihre kleine Tochter sind aus Inzucht geboren. Aishas Mutter hatte mit dem eigenen Bruder eine Affäre, der Onkel ist zugleich ihr Vater. Mittlerweile ist die leicht geistig behinderte Mutter neu verheiratet, aber der Stiefvater will von Aisha nichts wissen. Die ganze Geschichte ist in der Familie ein Tabu. Auch im Fall von Aishas eigener Tochter. Aisha wurde von ihrem Cousin vergewaltigt.

Therapeutin Salama versucht, mit den Mädchen nicht nur das Trauma des Missbrauchs und der ungewollten Schwangerschaft zu überwinden, sondern noch tiefer zu den Wurzeln des Übels zu gelangen: „Das ist eigentlich mein größter Erfolg: Wenn ich es schaffe, die Ursachen zu identifizieren, die vielleicht zu dem Missbrauch geführt haben könnten. Es gibt so viele Probleme in der Kindheit der Mädchen: Vernachlässigung, emotionaler Missbrauch, Trennung von den Eltern usw.“ Selbst der Tourismus in der Region hat einen Einfluss, erzählt mir Liz später. „Wenn ein Vater seine Familie nicht ernähren kann, kann es vorkommen dass er seine Kinder dazu drängt, zu den Touristen zu gehen. Und da gibt es welche, die wollen eben erst mit den Mädchen schlafen bevor sie Geld geben.“

Bei den Young Mothers bekommen die jungen Frauen Zeit, zu heilen. Zeit, ihre Jugend wieder zu entdecken. Zeit, sich selbst kennen und lieben zu lernen.

Ziel des Projektes ist es aber auch, die jungen Mütter irgendwann wieder in ihre Familien und Gemeinden zu integrieren. Die Betreuer suchen die (erweiterten) Familien auf und führen zahlreiche Gespräche mit beiden Seiten, um Töchter und Angehörige zu versöhnen und den Mädchen dort wieder einen Platz zu schaffen. Der Weg dahin kann allerdings Monate oder sogar Jahre dauern. „Wenn es Widerstand gibt, dann drängen wir niemanden“, sagt Salama: „Das bringt nichts. In manchen Fällen haben schließlich Mitglieder aus der eigenen Familie die Mädchen geschwängert; in anderen waren es Fremde, aber die Familie will trotzdem nichts davon hören, aus Scham.“ Einmal im Monat haben die Angehörigen der Mädchen die Möglichkeit, die jungen Mütter im Dorf zu besuchen und sich dabei auch mit anderen Betroffenen auszutauschen. Tatsächlich ist es den Mitarbeitern von

YMK bislang immer gelungen, die Mädchen wieder in ihre Familien zu integrieren. Auch danach halten die Betreuer den Kontakt aufrecht und sehen immer wieder nach dem Rechten.

Nachdem Salama mir die Kinderbetreuung, die Schneiderei und alle anderen Gebäude gezeigt hat, treffe ich Liz. Sie hatte die Idee zu Young Mothers Kenya. Aus Kindern hat sie sich früher nie viel gemacht, eigene hat sie nicht. Aber sie hat gesehen, wie die schwangeren Mädchen in der Gesellschaft leiden und stigmatisiert werden und wollte helfen. Mittlerweile ist ihr Projekt so erfolgreich, dass sie in anderen Landesteilen weitere YMK-Dörfer plant. Die Akzeptanz in der Bevölkerung ist hoch, lokale Behörden und Stammesführer schätzen ihre Arbeit. Trotzdem wünscht Liz sich mehr Unterstützung, zum Beispiel von der Regierung: „Es kann doch beispielsweise nicht sein, dass ein Mann, der ein Mädchen vergewaltigt hat, die Möglichkeit hat, auf Kautions freizukommen. Das ist eine Gefahr für das Mädchen. Und auch für uns Sozialarbeiter.“ Liz weiß aus jahrelanger Erfahrung wie frustrierend der Versuch sein kann, die Täter vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen. Oft berufen sich die Behörden auf einen Mangel an Beweisen, dabei sind ja schon die Babys ein Beweis dafür, dass jemand Sex mit einer Minderjährigen hatte.

Auch hier kommt allerdings ein kulturelles Problem erschwerend hinzu. Viele Frauen in dieser Gegend glauben, dass eine Ehe ihre Probleme lösen kann. Gesellschaftlich wird die Verheiratung von Minderjährigen selten hinterfragt. Selbst einige der jungen Mütter, die Liz und ihre Kollegen aus Zwangssehen holen, wollen manchmal zu ihren Männern zurück. Würden die Mitarbeiter von YMK den Mädchen die Entscheidung überlassen, kämen diese Ehemänner wohl nie vor Gericht.

Von der Regierung wünscht sich Liz zudem bessere Gesundheitseinrichtungen. Oft hätten die örtlichen Anlaufstellen gar nicht die Mittel, um in Notfällen richtig behandeln zu können.

Wenn ein Neugeborenes beispielsweise nicht richtig atmet, werde die Mutter im Zweifel in ein 25 Kilometer entferntes Krankenhaus geschickt. „Wie soll sie das machen?“, klagt Liz. Einmal in Fahrt hat sie auch gleich noch ein paar weitere Ratschläge an die Regierung: „Wir bräuchten so etwas wie einen Fonds speziell für Teenage-Mütter. Das sollte nicht alles in einen Topf namens „Frauen-Fond“ wandern. Wenn die Regierung stolz im Fernsehen verkündet, dass es einen ‚Frauen-Förder-Fond‘ gibt, für den man sich bewerben kann, was hat die junge Frau hier davon, die nicht mal richtig lesen oder schreiben kann? Wie soll die denn eine Bewerbung ausfüllen? Außerdem ist da auch noch die Sache mit der Besteuerung von NGOs. Wenn wir sogar eine Gebühr dafür bezahlen müssen, an der Straße ein Hinweisschild



aufzustellen, damit die Leute uns finden, wo soll das hinführen? Ganz zu schweigen von den Zollgebühren für Spenden wie Computer, die wir dann am Ende des Tages nicht bekommen, weil das einfach zu teuer wird.“

An die internationalen Entwicklungshelfer hat Liz gleich auch noch eine Bitte. Sie schätzt die Hilfe, die sie bekommen, wünscht sich aber gleichzeitig etwas mehr Wertschätzung für das, was die Einheimischen vor Ort leisten. Weniger Theorie, mehr Praxis basierend auf den Erfahrungen der Menschen hier.

Um unabhängiger von Geldgebern zu werden, will sich Young Mothers Kenya mehr und mehr eigene Einnahmequellen erschließen. Es gibt eine Au-Pair-Schule für High-School-Absolventinnen von außerhalb, eine Nähstube, in der die jungen Mütter das Handwerk lernen und eigene Produkte verkaufen und inzwischen managt YMK sogar eine eigene Lodge für Touristen oder Familien, die in Kenia ein Kind adoptieren wollen und für einen längeren Zeitraum eine Art Ferienhaus benötigen. Ein Teil der Einnahmen fließt in das Mütter-Dorf.

Trotzdem, manchmal hat Liz das Gefühl, an den Rand ihrer Kräfte zu gelangen und nicht genug tun zu können. Sie erinnert sich, wie sie einmal nicht bemerkt hatte, dass eines der Mädchen kurz vor der Niederkunft war und mitten in der Nacht einen Anruf bekam, das Mädchen liege in den Wehen. In der Gesundheitsstation verwies man sie an das Krankenhaus von Msambweni, knapp 25 Kilometer entfernt. Ein paar Frauen nachts in Kenia, alleine im Auto auf einer unbeleuchteten, holprigen Straße? Keine besonders gute Idee. Für Liz fühlt es sich rückblickend an wie in einem Kinofilm. Sie griff das Lenkrad so fest sie konnte, ignorierte alle Schreie und Tritte der von den Wehen geplagten jungen Frau auf dem Rücksitz und gab einfach nur Gas. „Du brauchst eine Passion für das, was Du tust“, sagt Liz zum Abschied: „Irgendwann kommst Du an den Punkt, wo Du das Gefühl hast, gegen einen Felsen zu schlagen und meterweit zurückgeworfen zu werden. Dann fragst Du Dich, warum Du das eigentlich tust. Aber dann guckst Du in die Gesichter dieser Kinder hier und machst einfach weiter.“

Als Henry kommt und ich meine Sachen aus dem Büro im Verwaltungsgebäude hole, entdecke ich dort an der Wand eine Fotogalerie. Ein gutes Dutzend junger Mütter, die selbst noch Kinder sind, mit ihren Babys auf dem Arm. Die strahlenden Augen, das breite Lächeln im Gesicht und die fröhlichen Kleinkinder... nichts deutet heute mehr darauf hin, was diese jungen Frauen einmal durchgemacht haben.

## 8. Moderne Zeiten

Nairobi empfängt mich mit einem Paukenschlag zurück. Okay, das mag ein bisschen übertrieben sein, aber das Timing der Nachricht, die ich im Taxi auf der Titelseite der Zeitung lese, gefällt mir in Anbetracht meiner Recherche irgendwie: Das Parlament hat ein Gesetz verabschiedet, das Polygamie in Kenia legalisiert. Fehlt nur noch die Unterschrift des Präsidenten. Männer in Kenia dürfen dann ganz legal so viele Frauen heiraten wie sie möchten. Eine Praxis, die ohnehin weit verbreitet ist, erst recht in den islamisch geprägten Gegenden und entsprechend der Tradition vieler Stämme im Land bekommt seine allgemeingesetzliche Grundlage. Nur für Männer wohlgemerkt. Der umgekehrte Fall, dass eine Frau mehrere Männer heiratet, ist im Gesetz nicht vorgesehen.

Die Reaktionen sind gemischt: „Unmöglich!“, „Unfassbar!“, „Wie rückwärtsgewandt ist das denn?!“ – Solche Kommentare höre und lese ich insbesondere von westlichen Ausländern. Überrascht bin ich vor allem über die vielen positiven Äußerungen, mit denen selbst Frauengruppen im Land auf das Gesetz reagieren.

Doch, es gibt Entrüstung aufseiten der Kenianer. Tatsächlich haben sogar einige der weiblichen Abgeordneten nach der Abstimmung den Plenarsaal aus Protest verlassen. Dieser richtete sich aber nicht gegen das Gesetz an sich, sondern dagegen, dass die überwiegend männlichen Parlamentarier es geschafft hatten, das Vetorecht der ersten Ehefrau aus dem Gesetzentwurf zu streichen. Ein Mann könnte nun im Zweifel sogar heimlich weitere Frauen heiraten, ohne dass seine Erstfrau davon überhaupt etwas mitbekommt. Das halten die meisten im Land für den eigentlichen Skandal. Nur wenige (weibliche) Stimmen bezeichnen das neue Gesetz als archaisch. Ein paar fragen sich, ob die Politiker in diesem Land angesichts von Terrordrohungen, Korruption und großer Armut denn nichts Besseres zu tun hätten, als ihre Zeit mit der Legalisierung der Vielehe zu verschwenden, wo diese doch in der Gesellschaft ohnehin längst gelebt und anerkannt werde.

Genau hierin liegt aber der Kern des Problems. Tatsächlich hat die Begeisterung der Frauenrechtlerinnen über das neue Gesetz nämlich einen guten Grund. Neben der standesamtlichen und der religiösen Hochzeit gibt es in Kenia eben auch diverse Formen der sogenannten „customary marriage“. Eine Heirat nach Stammesrecht- und Traditionen. Für diese letzte Form der Eheschließung gab es aber früher keine Urkunde, die Ehe war offiziell nicht gleichwertig anerkannt. Für viele betroffene (Zweit-)Frauen bedeutet dies einen großen Nachteil, da sie ihre aus der Ehe erworbenen Ansprüche in der Regel nicht gesetzlich geltend machen konnten. Dies hat das neue Gesetz geändert. Zudem, so hat es mir eine Frauenrechtlerin erklärt, schützt das Ge-

setz schon seit Längerem die Erstfrau insofern, als dass der Mann nur noch einen Teil seines Besitzes in die neue Ehe einbringt. Entsprechend reduziert sich der Besitzstand, den er mitbringt, auch bei der dritten, vierten und allen weiteren Ehen. Der „Matrimonial Property Bill“ aus dem Jahr 2013 stärkt die kenianischen Frauen auch bei der Scheidung. Im Gegensatz zu früher wird seitdem auch der nicht-materielle Beitrag, den die Frau in einer Ehe geleistet hat, bei der Aufteilung der Besitztümer gewertet.

### **8.1. Der moderne weibliche Blick auf Kenia**

Im IHub in Nairobi ist an diesem Vormittag der Teufel los. Direkt im Eingangsbereich findet gerade eine Schulung statt. Frontalunterricht, wenn man so will. Auf einer Leinwand läuft ein Video, in dem irgendjemand irgendwem irgendein Computerprogramm erklärt. Ob mit oder ohne Erfolg ist schwer zu sagen. Kann ja keiner Fragen stellen. Der Pförtner bittet mich, auf einem der blauen Sofas gegenüber der Cafebar zu warten.

Das IHub ist eine Mischung aus Internetcafé, Großraumbüro und Gründerzentrum für junge IT-Unternehmer. Von einer deutschen Zeitung scherzhaft „Silicon Savannah“ getauft, hat es sich mittlerweile den Ruf erarbeitet, eines der, wenn nicht sogar das Zentrum der digitalen afrikanischen Start-Up-Szene zu sein. Junge Programmierer basteln hier an neuen Techniken, die die speziellen Bedürfnisse Afrikas berücksichtigen. Eine der bekanntesten technischen Errungenschaften, die mehr oder weniger hier geboren wurden, ist das „Brck“, ein besonders robustes, tragbares Modem speziell für den afrikanischen Markt. Sieht aus wie ein Ziegelstein, daher auch der Name. „Brck“ ist das Internet zum Mitnehmen. Mit ihm lässt sich überall auf der Welt eine Internetverbindung herstellen und halten. Vorausgesetzt, es gibt ein funktionierendes Telefonnetz. Das ist ein Aspekt, der es für den afrikanischen Markt so interessant macht. Zwar gibt es in Afrika keine besonders gute Internet-Infrastruktur, dafür aber sehr gut ausgebaute 3G-Telefonnetze. Das „Brck“ verbindet sich ähnlich wie ein Smartphone über das Telefonnetz mit dem Internet und kann zudem als Hotspot für weitere Rechner fungieren. Es ist Notstromspeicher und Router in einem. Die zweite Afrika-kompatible Besonderheit: Das Modem ist gleichzeitig ein Notstromspeicher, der sich sogar mit Solar-Panels aufladen lässt. Selbst Stromausfälle oder fehlende Anschlüsse sind folglich kein Problem.

Kein Wunder, dass sich angesichts solcher Technik-Wunder, die das IHub hervorbringt, auch der Journalist eines französischen Wochenmagazins hierher verirrt hat. Er arbeitet an einem Artikel über afrikanische Unternehmer

und will im IHub mehr über die Stärken und Schwächen der hiesigen Start-Up-Szene erfahren.

Ich selbst bin eigentlich gar nicht wegen der digitalen Technikwelt hier. Jedenfalls nicht im Speziellen. Ich bin hier, um junge, moderne Kenianerinnen zu treffen und mich mit ihnen über die Situation der Frauen im Land unterhalten.

Nekesa Were, 33, und Rhoda Omenya, 28, arbeiten beide hauptberuflich für das IHub und haben sich freundlicherweise die Zeit für ein Interview genommen.

*Wie schätzen Sie die Situation der Frauen in Kenia ein?*

Nekesa: Ich glaube, wir schlagen uns inzwischen ganz gut. In den letzten Jahren hab ich den Trend festgestellt, dass wir immer besser lernen, uns gegenseitig zu stützen und aufzubauen. Wir ermutigen uns gegenseitig und reißen andere Frauen mit. So gibt es zum Beispiel immer mehr Frauen-Netzwerke, wo man gegenseitig berufliche Erfahrungen austauschen kann. Wir sind also auf einem ganz guten Weg, aber der ist noch nicht zu Ende.

*Was fehlt noch bis zum Ziel?*

Das ist, denke ich, eine Frage der Einstellung. Zum einen der Gesellschaft, aber auch der Frauen selbst. Manche Frauen glauben einfach nicht, dass sie für bestimmte Positionen in Frage kommen. Die denken noch immer, dass ihr Platz Zuhause bei den Kindern ist. Natürlich ist das auch ein Gesellschaftsproblem, aber ich glaube schon, dass sich nach und nach die Erkenntnis durchsetzt, dass eine Frau Job und Familie unter einen Hut kriegen kann, ohne dass die eine Seite leidet.

Rhoda: Es gibt ja inzwischen auch viele Initiativen, die die Frauen dazu ermutigen sollen, sich nicht mehr nur als Mutter zu sehen. Auch Mütter dürfen Karriere machen. Das Gute ist, dass es immer mehr Beispiele von Frauen gibt, die Familie und Karriere verbinden. Daran können wir Jüngeren uns orientieren.

*Haben Frauen in Kenia es im Berufsleben trotzdem schwerer?*

Nekesa: Ein bisschen schon. Ich kann nur für mich selbst sprechen, aber es ist mir durchaus wichtig, bestimmte Traditionen aufrechtzuerhalten. Dass ich ein schönes Zuhause schaffe, dass ich für die Erziehung der Kinder zuständig bin, solche Sachen. Die Kunst liegt darin, die richtige Balance zu finden und kreativ zu sein in der Auslegung der Tradition. Ich bin eine Luya und will meinen Kindern diese Kultur natürlich mitgeben. Wenn ich nun also eine Nanny bräuchte, würde ich mir wahrscheinlich am besten eine entfernte Verwandte suchen. Denn da weiß ich, dass wir ähnliche Werte ha-

ben. Oder ein anderes Beispiel: Wir lernen in unserer Kultur, dass niemand außer Du selbst für Deinen Ehemann kochen soll. Auch das ist eine Interpretationsfrage. Reicht es vielleicht, wenn ich das Rezept aussuche und ganz sicher gehe, dass die Haushaltshilfe es genau so kocht wie ich es ihr vorgebe? Denn am Ende eines langen Arbeitstages kommen mein Mann und ich gleichzeitig nach Hause und sind beide gleich müde. Das ist der Trick: Traditionen wahren, aber kreativ sein dabei.

*Und im Job selbst? Haben Sie das Gefühl, dass Frauen da härter kämpfen müssen?*

Rhoda: Doch, ja. In meiner Abteilung arbeiten erstaunlicherweise mehr Frauen als Männer. Die Leute fragen uns immer, warum es hier nicht mehr Männer gibt, so als sei es ein Problem, dass Frauen hier in der Überzahl sind. Das entspricht irgendwie nicht der Norm.

Jemand hat mal gesagt: Wenn eine Frau Karriere machen will, dann ist sie viel zu aggressiv. Und überhaupt kann dann was nicht stimmen mit ihr. Und es gab da mal einen Artikel in der „Nation“, da schrieb einer, dass eine Firma, die von einer Frau geleitet wird, zum Scheitern verurteilt ist, weil wir Frauen angeblich viel zu emotional sind und uns selber behindern, da wir nicht logisch genug denken. Wie traurig ist das bitte? Okay, vielleicht sind wir emotionaler, aber das heißt noch lange nicht, dass wir keinen Grips haben. Ich glaube vielmehr, dass unsere emotionalen Fähigkeiten dabei helfen, die Dinge aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten, anstatt nur der reinen Logik zu folgen und dabei keinerlei Rücksicht auf andere zu nehmen.

*Was muss getan werden, damit sich diese Einstellung ändert?*

Da müssen vor allem wir Frauen selbst für sorgen. Je mehr von uns die Karriereleiter nach oben klettern, desto leichter wird es, eine frauenfreundliche Atmosphäre zu schaffen. Ein Beispiel: Ich hab den Namen vergessen, aber da war mal eine bekannte Frau, die als einzige weibliche Teilnehmerin bei irgendeinem hochrangigen Vorstandstreffen war. Als sie die anderen CEOs gefragt hat, wo die Damentoilette ist, hatten die keinen blassen Schimmer. Ich glaube, da gab es gar keine Frauentoilette. Denen war überhaupt nicht in den Sinn gekommen, dass man die auf der Führungsetage brauchen könnte. Nur ein Beispiel wie gesagt, aber um solche Dinge zu ändern, brauchen wir mehr Frauen, die oben ankommen.

Nekesa (lachend): Ich fürchte, was uns Frauen betrifft, ist ein Problem schlicht und einfach, dass wir uns selbst nicht über den Weg trauen. Wenn es mal eine starke Frau in einer Führungsposition gibt, dann werden wir irgendwie misstrauisch.

*Wer steckt dahinter? Sind das wirklich ihre Ideen oder ist sie nur die Marionette von jemand anderem?*

Rhoda: Wir haben da sogar einen Witz drüber: Wenn Du als Frau versuchst, vor einer anderen Frau im Auto die Straße zu überqueren, wird sie wahrscheinlich aufs Gaspedal drücken und Dich überfahren. Wenn ein Mann im Auto sitzt, hält er an und lässt dich rüber.

Nekesa: Ich glaube das Problem ist auch, dass manche Frauen, die es nach oben geschafft haben, so hart dafür kämpfen mussten, dass sie irgendwie barsch werden. Der Karrierekampf hat sie so verhärtet, dass sie keine (sie lacht), ich sag mal, besonders angenehmen Arbeitskollegen mehr sind.

*Was ist Ihre Vision für Kenias Frauen 2030?*

Nekesa: Ich wäre gern frech genug zu behaupten, dass wir dann eine weibliche Präsidentin haben (lacht). Ich denke, es wird auf jeden Fall mehr Frauen in Führungspositionen geben. Die Zutaten sind da, das Süppchen köchelt schon und bis dahin ist hoffentlich alles gar.

*Dieses Rechercheprojekt trägt den Titel: Die Erben der Wangari Maathai. Hat sie Ihr Leben in irgendeiner Form beeinflusst?*

Rhoda: Definitiv. Ich habe Umweltwissenschaften studiert, genau wie sie. So wie sie für die Umwelt und die Frauen gekämpft hat, im wahrsten Sinne des Wortes, was sie alles auf sich genommen hat, das beschämt uns, die wir uns auch für Umweltschützer halten, regelrecht.

Nekesa: Sie war eine Gallionsfigur. Sie hat Dinge gesagt und getan, zu denen andere nicht den Mut hatten. Ich würde sagen, sie hat meine Art zu denken beeinflusst in Bezug auf das, was man schaffen kann und dass man sich nicht von seinem Ziel abbringen lassen soll.

## **8.2. Energie + Intelligenz + Mädchen = Akirachix**

Früher dachten Almarz und Miriam immer, Computer bräuchte man nur, um Dinge abzutippen oder um ab und an vielleicht mal einen Film darauf zu schauen. Heute sitzen die beiden in einem Klassenraum des IHub und basteln an einem Logo, das sie aus ihren Initialen grafisch gestalten sollen. Almarz möchte am liebsten Grafikdesignerin werden, Miriam träumt von einer Karriere als App-Entwicklerin. Die beiden gehören zu den „Akirachix“ (zusammengesetzt aus dem japanischen „Akira“ = Energie und Intelligenz und „Chix“ für Mädchen/junge Frauen), zu jenen aktuell 20 jungen

Frauen, die alle aus den Slums kommen und hier eine 18-monatige Computerausbildung absolvieren. Wie alle hier haben Almarz und Miriam ihren High-School-Abschluss geschafft und den Machern von Akirachix auf die eine oder andere Weise Engagement, Motivation und Ehrgeiz bewiesen. Darauf wird geachtet bei der Auswahl der Bewerber, schließlich ist die Ausbildung für die Mädchen kostenlos. Sogar das Geld für die Anreise mit dem Bus bekommen sie gestellt.

Die Idee zu den Akirachix stammt von Judith Owigar. Die 29-Jährige hat selbst Informatik studiert und ärgerte sich immer darüber, dass sie sowohl im Studium als auch später im Job fast immer die einzige Frau im IT-Bereich war. „Ich hab mich oft hinterfragt, weil es so wenige andere Frauen gab. Hätte ich vielleicht doch etwas anderes studieren sollen? Und dann kommst Du zur Arbeit und triffst dort auf Leute, die auch an Dir zweifeln, weil Du eine Frau bist. Das macht es natürlich nicht besser.“

Judith und ihre wenigen Kolleginnen wollten das ändern. Sie wollten nicht nur die Einstellung der Männer ändern und beweisen, dass Frauen sehr wohl für einen Job in der Computerindustrie geeignet sind, sondern auch Vorbilder für andere Frauen sein und sie ermutigen, eine IT-Karriere zu starten. „Frauen waren schon immer gute Problemlöser“, sagt Judith. „Warum sollten wir ihnen nicht auch die Computertechnologie in die Hand geben und schauen, was für Lösungen sie finden?“

Vor vier Jahren hat Judith Owigar die Akirachix gegründet. 36 Schülerinnen haben die Ausbildung bereits erfolgreich abgeschlossen. Eine davon ist Fridah Oyaro. Die junge Frau ist heute im Unterricht zu Gast, sie soll den neuen Schülerinnen von ihren Erfahrungen berichten und sie motivieren, nicht aufzugeben. Gerade am Anfang könne das hier alles nämlich ganz schön frustrierend und anstrengend sein, erzählt mir Nyandia Kamawe, die Lehrerin für Grafikdesign, die abgesehen vom Fahrtgeld ehrenamtlich hier arbeitet. „Das ist ja alles vollkommen neu für sie. Eine ganz fremde Welt. Da fällt es anfangs auch manchmal schwer, alle bei der Stange zu halten. Aber das legt sich nach einer Weile. Und die, die wirklich motiviert sind und alles daran setzen, ihre Chance zu nutzen, die können viel erreichen.“ Fridah war eine absolute Musterschülerin. Jeden Morgen stand sie im 5:00 Uhr auf. Nur so konnte sie es pünktlich um 9:00 ins Klassenzimmer schaffen. Nachmittags blieb sie länger, um an den Computern der Schule weiter zu üben und sich auf eigene Faust im Internet noch mehr Wissen anzueignen. Außerdem brachte Fridah ihre Ideen ein, wie man den Unterricht noch verbessern könnte. Auch ihr ist es zu verdanken, dass die Schülerinnen inzwischen zusätzlich zu Grafik-, App- und Webdesign ein paar Basics über Kommunikation, Unternehmertum oder Bewerbungen lernen. „Ich musste das damals alles noch auf die harte Tour erfahren“, erzählt Fridah. „Du kommst von

der Schule und stehst unter dem Druck, Geld verdienen zu müssen. Aber Du hast überhaupt keine Ahnung, wie Du Dich am besten verkaufen kannst oder wie überhaupt ein Vertrag funktioniert. Das wird schnell ausgenutzt.“ Heute arbeitet Fridah freiberuflich, sie gestaltet Internetseiten und Werbeprospekte, unter anderem für die Akirachix.

Wo Fridah heute ist, wollen Almarz und Miriam auch irgendwann hinkommen. Ihr Stolz, ihre Begeisterung und ihre Dankbarkeit, hier sein zu dürfen, sind fast greifbar. „Bevor ich herkam“, erzählt Almarz, „habe ich in einer Bar gearbeitet. Ich habe es gehasst, aber wahrscheinlich wäre ich da jetzt immer noch, wenn es die Akirachix nicht gäbe.“ Sie ist Waise, die beiden älteren Geschwister haben kaum Geld. Vier Jahre lang konnte sie die Schule nicht besuchen, trotzdem hat sie ihren Abschluss geschafft. „Mein Onkel hat mir geholfen, mich um Stipendien zu bewerben. Es ist ein Wunder, dass ich das alles hingekriegt habe. Ich danke Gott dafür.“

Miriam ist gegen den Willen ihrer Mutter hier. „Meine Mutter wollte mir das verbieten. ‚In dieser Welt wird dir nichts geschenkt‘ hat sie gesagt. Sie konnte einfach nicht glauben, dass mir jemand einfach so ein Stipendium schenkt. Ich wollte das aber unbedingt, also bin ich trotzdem hergekommen.“ Selbst die Tatsache, dass die Mutter sie aus dem Haus warf und zu Miriams Schwester schickte, konnte sie nicht abhalten. „Ich glaube, am Anfang hatte meine Mutter einfach Angst, dass die hier in Wirklichkeit weiß Gott was mit mir anstellen“. Miriams Mutter ist noch immer nicht ganz davon überzeugt, dass es gut für ihre Tochter ist, ein Akirachick zu sein, aber Miriam ist glücklich hier. Als sie sich an die ersten Unterrichtstage erinnert, muss sie allerdings lachen. „Oh mein Gott! Das war eine echte Herausforderung. Ich hatte ja überhaupt keine Ahnung wie das alles mit Computern funktioniert. Ich dachte damals ja auch noch, dass zum Beispiel diese riesigen Werbeplakate einfach auf Papier aufgemalt werden.“

Auch Almarz hat heute eine völlig andere Einstellung zu Computern. Früher habe sie das alles furchtbar kompliziert gefunden, erzählt sie. Diese ganze Technik habe sie richtig genervt. Hier hat sie nicht nur gelernt, wie Computer funktionieren, sondern auch, wie spannend und interessant die IT-Welt sein kann. Es ist genau das Richtige für sie, findet Almarz.

Wenn die beiden mit der Ausbildung fertig sind, wollen sie gerne weiter studieren. Und dann wollen sie es den männlichen Kollegen im IT-Geschäft so richtig zeigen, sagt Miriam: „Wir haben die Fähigkeit für dieses Geschäft, genau wie die Männer. Und wir haben die Power. Und wenn andere sagen: ‚Lass das, das ist eine Männerdomäne‘, dann antworte ich: Nein. Ich weiß, dass ich es schaffen werde!“



## 9. Zwei kenianische Frauenwelten

Sechs Wochen lang durfte ich in Kenia die unterschiedlichsten Frauen kennenlernen. Sie alle führen auf ihre jeweils ganz eigene Weise den Kampf Wangari Maathais für die Rechte der kenianischen Frauen fort.

Vieles hat sich in den letzten Jahrzehnten im Sinne der Frau verbessert. Vor allem die Fortschritte auf gesetzlicher Ebene, nicht zuletzt dank der neuen Verfassung, haben die Position der kenianischen Frau deutlich gestärkt. Aber die gesetzliche Grundlage ist nur der erste Schritt. Die große Herausforderung für Frauenrechtler(innen) und alle, die die Emanzipation der Frauen in Kenia nach vorne treiben wollen, ist es nun, den positiven Wandel auch in der Praxis zu vollziehen. Oder wie Menschenrechtlerin Patricia Nyaundi es formuliert hat: „Wir haben jetzt mit dem Widerstand gegen Veränderung zu tun, wohingegen wir in der Vergangenheit überhaupt erst erreichen mussten, dass die Frau als unabhängiges, eigenständiges Wesen mit entsprechenden Rechten (gesetzlich) anerkannt und respektiert wird.“

Kenia im Bezug auf die Frauen und ihre Emanzipation, das sind im Prinzip zwei Welten, zwei Kenias sozusagen. Die Frage, wie weit es die kenianischen Frauen auf ihrem Weg zur Gleichberechtigung schon gebracht haben, lässt sich schwerlich auf nationaler Ebene beantworten. Dafür ist der Unterschied zwischen der Situation der Frauen in ländlichen, von Traditionen geprägten Regionen und den modernen Kenianerinnen in den Städten zu groß. Lehrerin Nyandia Kamawe hat mir das folgendermaßen beschrieben: „Wenn Du noch nie hier warst und unser Land von außerhalb durch die sozialen Netzwerke betrachtest, Twitter und Facebook und so, dann würdest Du wahrscheinlich denken: ‚Wow! Ziemlich moderne und fortschrittliche Gesellschaft. In manchen Bereichen stimmt das sicher auch. Wenn Du dann aber diesen kleinen Umkreis verlässt und Dich irgendwo auf dem Land umguckst, dann fühlst Du Dich plötzlich um 500 Jahre zurückversetzt. Da müssen wir eine bessere Balance finden. Es reicht nicht, nur bestimmte Gebiete zu modernisieren und den Rest zu ignorieren.“

Die Frauen in Kenia sind in vielerlei Hinsicht das Rückgrat der Gesellschaft. Seien es Frauen wie Lucy und Mama Toni, die fast 24 Stunden am Tag arbeiten, um ihre Familien – ob mit oder ohne Ehemann – über Wasser zu halten oder aber Frauen wie Wangari Maathai, Rebecca Lolosoli oder Anyango Jane Odongo, die ihr eigenes Leben in Gefahr bringen, um anderen zu helfen und die Rechte der Frauen zu wahren und zu fördern. Was noch immer fehlt, sind die ihnen gebührende Anerkennung und der angemessene Respekt seitens der Gesellschaft, für das, was sie tun und leisten. „Die typische afrikanische Familie“, findet Lehrerin Kamawe, „stellt die Frau nicht

ins richtige Licht. Niemand würde zum Beispiel auf die Idee kommen zu sagen: ‚Wow, Deine Mutter bezahlt Deine Schulgebühren, toll!‘ Nein, denn die Frau gibt dem Vater das Geld und dann heißt es ‚Dein Vater hat Dir die Ausbildung ermöglicht‘.

Der wohl wichtigste Schlüssel für die Zukunft lautet: Bildung. Information und Aufklärung, das sind die Waffen, mit denen alle Frauen, die ich auf meiner Reise getroffen habe, kämpfen. Für ein starkes Selbstbewusstsein der Kenianerinnen und für eine positive Wahrnehmung der Frauen in der Gesellschaft.

Sie kämpfen aus unterschiedlichen Ausgangslagen, aber in beiden Welten, der, der Frauen auf dem Land und in den traditionsbewussten Stämmen, und in der, der modernen Geschäftsfrauen rund um Nairobi, kommen sie Stück für Stück, Schritt für Schritt, immer weiter voran. ‚Ich glaube, dass wir das Rad langsam aber stetig vorwärts drehen‘, sagt Rhoda vom IHub. ‚Es ist ein 40-Tonnen-Sattelschlepper mit 18 Rädern, deswegen können wir nicht zu schnell um die Kurve fahren. Aber wir sind gut unterwegs und irgendwann kommen wir auch an.‘

## 10. Asante sana

Wie sollte es auch anders sein?! Für die unvergesslichen sechs Wochen, die ich in Kenia erleben durfte, möchte ich mich in erster Linie bei drei besonderen Frauen bedanken.

Ich danke Rita, die mich nicht nur unglaublich herzlich in ihrem Haus in Nairobi aufgenommen hat, sondern mich mit großem persönlichen Einsatz in die Eigenheiten des kenianischen Lebens im Allgemeinen und die Tücken Nairobis im Besonderen eingeführt hat. Unter Einsatz von Leib und Leben möchte ich fast sagen, denn wäre sie beim Raubüberfall mit vorgehaltener Waffe in Kibera nicht dabei gewesen, ich weiß nicht, ob ich das Ganze so gut verarbeitet hätte.

Außerdem danke ich Ute Maria Kilian von der Heinz-Kühn-Stiftung. Für ihre Betreuung, ihre Begeisterung, ihre Unterstützung und dafür, dass sie nach meiner Rückkehr aus Kenia in den schwersten und traurigsten Wochen meines Lebens so viel Geduld und Verständnis für mich hatte.

Und ich danke meiner Mama. Dafür, dass Du mir die Freude am Reisen und die Neugierde auf fremde Welten und Kulturen geschenkt hast. Dafür, dass Du mich in meinen Keniaplänen immer bestärkt hast und mit so großem Stolz meine Blogs verfolgt und beworben hast. Dafür, dass Du immer für mich da warst, es, da wo Du jetzt bist, auch weiter sein wirst und für so unendlich viel mehr!